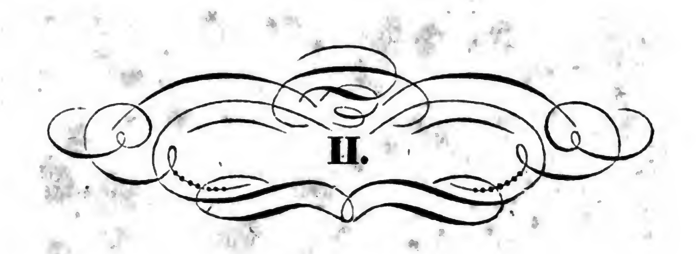
Volks-Gesellschafter.

Herausgegeben

von

F. W. Gubitz.



Berlin.

Vereins-Buchhandlung.

1849.

Inhalt.

Seite
Preußen voran! Von F. Brunold 1
Zeitweilige Zustände. Von —z. 2
Die Musterpfarre. Von K. Lappe 5
Browne, Elisabeth und Maria Stuart. Von Bertram . 16
Eine alte Mönchsrede. Von A. Münde 19
Die Blumen-Sinnbilder. Von C. S. 27
Das Räuberwesen in Ungarn. Von F. B. 41
Die deutsche Flotte. Von Heinrich Smidt. (I. II. III.) 50
Goethe. Von Gtz. 61
Schilderungen aus Erlebtem. Von F. W. Gubitz. III. Vom „Hereinragen der Geisterwelt in die unsrige" . 71
Zeit-Standpunkte. Von Gtz.
Deutschland 80
Oesterreich 82
Schweiz 84
Frankreich und Italien 86
Bücherkunde. I. „Erinnerungen an Wilhelm von Humboldt" 89
II. „Handbuch der Naturgeschichte aller drei Reiche, für Lehrer und Lernende, für Schule und Haus."
III. „Das Buch der Welt. Ein deutsches Familienbuch für alle Stände" 90
IV. „Der Mosaismus ein Dualismus" 91
Kunst. „Die Retter des Vaterlandes." Von —r. — Theater. Von —r. 92
Mittheilungen für Ernst und Scherz. Es war und ist so! Starks und seine Nachbarn 93
Der Verstand. Auch ein Zeitungs-Erfolg 94
Kampf-Zeitung. Die Volksschule und ihre Lehrer. Von —d—. 95
Der Friedens-Congreß und Victor Hugo. Von —r. 98
Die „Organisation der Volkspartei". (Offenes Schreiben an Herrn Adolph Streckfuß.) Von Gtz. 99
Zur gefälligen Beachtung 106

Preußen voran!

Preußen voran!
Wo es gilt die deutsche Ehre,
Muth und Kraft und Sieg der Heere,
Fortschritt auf der Freiheit Bahn —
Preußen voran!

Preußen voran!
Naht der Feind von Süd, von Norden,
Unser gutes Recht zu morden,
Laßt uns fest steh'n Mann um Mann —
Preußen voran!

Preußen voran!
Wo es gilt die deutsche Einheit,
Deutsche Treue, deutsche Reinheit,
Daß uns nie mög' Knechtschaft nah'n —
Preußen voran!

Preußen voran!
Mischt die schwarz-roth-goldnen Fahnen
Mit dem Schwarz und Weiß der Ahnen —
Freiheit sey kein leerer Wahn —
Preußen voran!

F. Brunold.

Zeitweilige Zustände.

Es wird von den „Anforderungen", der „Richtung einer Zeit" viel hin und her gesprochen. Genau genommen macht unsre Zeit wohl Anforderungen, in der Regel hat sie aber nur eine scheinbare, in der Wahrheit gar keine Richtung, weil sie eben jeder folgt. Der Mensch in der Mehrzahl weiß nicht, was er will; dennoch will er vor allen Dingen seinen Willen haben und zürnt mit Denen, die das nicht fassen, was er selber nicht gefaßt hat, die nicht da gleich mit der Hülfe bereit sind, wo er selber die Hülfe nicht anzugeben weiß, oder sie so angiebt, daß der Besonnene erkennt, es sey keine Hülfe, und es handle sich durchaus nur darum, dem Begehrlichen den Willen zu thun. In den meisten Angelegenheiten entscheidet das Zuletztgeschehene. Wer der Letzte das Wort hatte, erhält und behält bei der Menge so lange recht, bis ein Anderer mit gut aufgeputzten Worten das Gegentheil behauptet. Das Neue soll allenthalben gelten, und was für neu gelten soll, darf nicht länger dauern wollen als der Regenbogen. Alt heißt Vielen nicht das, was veraltet, sondern was ein Anderes ist als Jenes, dem sie fürjetzt zugethan sind, es aber verändert wünschen, sobald sie's haben. Wie kann die Rede seyn von der „Richtung" einer — und unserer — Zeit, die sich in ein Treibjagen auf die Zukunft nach allen Seiten hin einläßt? — und die sich am Ende augenblicklich kindisch freut oder freudig erhitzt über Etwas, das eigentlich nur durch das Getümmel der Wandlungen zum Vergessenen wurde und nun als Neues begrüßt wird! Spricht man aber vom „Bedürfniß der Zeit", ist gewöhnlich damit erwähntes Treibjagen und ein Heißhunger auf Abwechselung gemeint. Der stürmische Drang nach Erlebnissen, das grübelnde Erspähen von Erscheinungen,

die fiebernde Erfahrungssucht verzehren das Menschenglück mit Maulwurfshast, und die meistens schnelle Verdauung des übereilten und sich überstürzenden Verstandes schreit fort und fort nach weiterer Kost und flüchtiger Nahrung. Gleichviel fast, wie und was? Nur immer her und immer mehr, damit der Schwindel vergehe, der durch Leerheiten entsteht, während durch die falschen Füllungen sich die Gehirnsblasen häufen.

Weniger der physische, mehr der falsche geistige Hunger steckt hinter dem Mißmuth, dem Ansichreißenden, dem Aufruhr. Jeder will reich seyn, denn das Leben ist unendlich reicher geworden an — Gelüsten und Genüssen, und unendlich ärmer an Kraft, falschen Reizen zu widerstehen. Wer nicht Geld erlangen kann, so viel er zum Eintausch der neuest-beliebtesten Glückseligkeit bedarf, der hascht nach Eindrücken, will sich wenigstens in solcher Weise reich leben. Daher diese Jagd auf unsägliche und unsächliche Thatsachen, diese Hast, ihrer habhaft und sie dann wieder los zu werden. Das Bedürfniß läßt hier kein Einzelnes, kein Besonderes zur Geltung kommen; es will Alles, die Masse; — neue, andere Massen für die, deren man überdrüssig ist. Dieser undeutlich erkennende, tastende, tappende, oft täppische Verbrauchssinn erfaßt endlich hier und dort stets wieder von Neuem, Dieses oder Jenes, was eben im Halbdunkel sichtlicher, handlicher sich aufdrängt; hierin glaubt man die „Anforderungen der Zeit" gefunden zu haben und hat nichts als die Anforderungen des Unzulänglichen und deshalb Ungenügsamen.

Was nun „zeitgemäß" ist, läßt sich leicht bestimmen: Jedes, was ein scheinbar Neues oder Anderes ist, minder dem Geist als der Form nach. Der „Geist der Zeit" war zu allen Zeiten nahebei ganz derselbe: der für nothwendig erachtete Verbrauch eines gewissen Maaßes moralischer Kraft. Auch die Zwecke: wozu? blieben sich im

1*

Allgemeinen gleich, die Mittel nur veränderten sich und gestalteten das Hergebrachte zu anderen Formen.

Wer die neuen Mittel schafft zu den alten Zwecken, hat Zeitgemäßes geleistet. Es ist immer zeitgemäß, zu genießen, weil zu leben vor Allem aller Zeit gemäß ist und das Leben der Nahrung bedarf. Was man eben genießt, wird bestimmt vom Bedarf des Tages, und dieser ist jetzt freilich stets derselbe: er heißt Wechsel. Morgen und Abend fordern Verschiedenes für's Blut — die geistige wie die körperliche Natur verbindet nicht immer gleicherweise ein und dieselbe Mischung der Stoffe, und den Mischungen, nicht den Stoffen selbst gilt der gewaltige Allerweltschrei, den man „Zeichen der Zeit" nennt, nicht Zeichen des Augenblicks, obwohl dies geziemender wäre. Wie man genießt, das bestimmt der Standpunkt des Zeitraums dazu, und Augenblick und Zeitraum gehen in der Länge auch nicht weit auseinander; denn es giebt allenfalls noch Dauerdinge für die Tages-, nicht für die Lebenszeit. So durchläuft unser Zeitgeist nur kurze Kreis-Rennbahnen, bildete sich aber kein anderes Wesen an, obgleich er sich dies einbildet, weil er Anderes will, je nachdem er rasch altert oder vom Wahn des Verjüngens befallen ist.

Auch im Lebenslauf der Völker begnügt sich dessen Jugendlichkeit mit einfach kräftiger Kost; im Mannesalter werden sie wählerisch, im Greisenalter lecker. Also strebt die Menschheit in ihren verschiedenen Lebensaltern nach verschiedener Kost. Unser Volkssinn scheint über die Mannheit hinaus und ein grämlicher Feinschmecker geworden zu seyn, der nach Vielem begehrt, dem Weniges behagt; der rastlos wechselt mit seinen Genüssen, geplagt vom Genossenen. Erpicht auf Neues, Anderes, will er immer mehr und meint sich dadurch gesünder machen zu können, während er stets nur zu größerem Unbehagen kommt.

In diesem Zustande sitzen wir eben noch bei Tische und warten der neuen Gänge. Es wird viel zu verdauen seyn, ehe es mit der Mannheit ganz Abend und Nacht geworden und nun der Zeitgeist als Greis seine Tageszeiten durchmachen muß. Der Volkssinn wird dann noch häkeliger in seiner Kost, tändelnder im begehrten Spielzeug des Wechselns, überfein im Eigensinn, spitzfindig kränkelnd im Beschwichtigen irrer Neigungen. Da wird Vielerlei aufgetischt, gekostet und verschmäht, noch schwächer verdaut und noch wunderlicher verlangt werden, freilich auch mehr Abfall verloren gehen bei den verkünstelten Mischungen. Hienach kommt unausbleiblich ein Arzt, ein strenger Arzt: die Nothwendigkeit; er wird aufräumen, und der Volkssinn mag dann versuchen, ob er mit grauem Haar noch wieder zum Jüngling werden kann; — nach Jahrtausenden vielleicht!

Wer nun Jahrhunderte für Augenblicke, Jahrtausende für ein Zeitalter nimmt, wer den Zeiger der Zeituhr nach Stunden der Ewigkeit und nicht nach der Sekunde eines Menschenlebens stellt, der mag von einer „Richtung der Zeit" sprechen; — das lebende Geschlecht an und für sich strebt nur nach Richtungen, jeden Augenblick verrückt es die Wege in Wissenschaft, Politik, Kunst und Daseyn überhaupt. Ein sich umschwingendes Zerstrahlen aus tausend Brennpunkten ist der Charakter unsrer Zeit, und — wie sehr Einer sich fest und klar zu halten suche, um nicht in die nur schimmernde Schwingung, das kleinliche Rundum hineingerissen zu werden: Niemand kann wahrhaftig über seine Zeit hinaus, so wenig wie aus seiner Haut! —z.

Die Musterpfarre.

In Neudorf hielt die Post an. Der Prediger Helwig aus der benachbarten Provinz, der seinen Sohn auf die

Akademie bringen wollte, fühlte sich von der freundlichen Lage des Dörfchens angezogen. „Komm, lieber Fritz", sprach er, „hier muß man sich umsehen; ein hübsches Dorf ist selten. Nichts würde reizender seyn, als ein Dorf, wenn es mit Sinn für Naturschönheiten angelegt wäre, und einigermaßen mit Geschmack, wenigstens mit Anstand und Reinlichkeit unterhalten würde. Aber leider! scheinen wir davon keine Ahnung zu haben, und unsre ländlichen Sitze sind Pfützen und Ställe."

„Unser Schwarzenfelde wenigstens würde kein Dichter besingen können!" meinte Fritz.

„Laß uns doch auch den Kirchhof besehen, und die Pfarre. Wir könnten wohl gar dem Herrn Amtsbruder einen Besuch machen." Damit wanderten sie auf den Todtenacker, von dessen Höhe sich das zierliche Dörfchen noch ansprechender vor ihren Augen entfaltete. Aber bald zog die zur Seite der Kirche liegende, von Baumwipfeln verdeckte Predigerwohnung ihre Aufmerksamkeit ausschließlich auf sich. Sie verließen den Kirchhof und betraten den geräumigen Vorplatz, der mit mehrfachen Reihen schlanker Ebereschenbäume bepflanzt war, deren helleres Grün, gehoben durch die reichen rothschimmernden Fruchtbüschel, gegen das dunklere Laub der Kastanienschnur vor dem Hause angenehm abstach.

„Hier ist gut seyn, Vater!" jauchzte der lebhafte Jüngling. „Hier laß uns Hütten bauen!" — „Allerdings müssen wir hier verweilen!" entgegnete der Vater, und wählte unter den Bänken die entfernteste, neben dem Geländer an der Straße. „Hier sitzt wohl der Pfarrer nach dem Abendessen, um das Verdauungspfeifchen zu rauchen und in sein freundliches Dörfchen hinauszusehen, oder mit einem Nachbar am Geländer zu schwatzen. Aber wir wollen von hier aus unsre Pfeile gegen ihn selbst richten. Wer mag er seyn, dieser glückselige Mann, der hier so

anmuthig wohnt? Ob er auch wohl Sinn hat für das ihm verliehene Glück? Denn eine anständige und geräumige Wohnung, wie diese scheint, dazu mit einem solchen Vorplatz, ist ein wahres Lebensglück, wie es uns Landpredigern leider! selten zu Theil wird." — „Das ist sonderbar", meinte Fritz, „der Natur im Schooße zu sitzen und doch im Schmutz! Woher kommt das? Wir wollen uns in Schwarzenfelde auch Bäume vor's Haus pflanzen und rechts und links Bänke hinsetzen." — „Lieber Sohn, Du denkst nicht an unsre Pferde- und Kuhställe und unsern segentriefenden Dünghof. Vielleicht möchtest Du Dich auf Deinen Bänken mit dem Federvieh gesellig vertragen, wiewohl auch Gänse und Enten keine Tauben sind; aber was meinst Du zu den lieben Schweinen? Unsre große Sau ist Dir ja durch ihre Zudringlichkeit immer so verhaßt gewesen."

„Ach", seufzte der Jüngling, „ist es denn gar nicht möglich, zu dem Diener des göttlichen Wortes hin zu gelangen, ohne die Musterkarte seines Viehstandes an den Sohlen mit in die Stube zu bringen?"

„So scheint es. Denn wir leben auf dem Lande nun einmal in dem fetten Elemente, das uns in anderen Hinsichten so wohl thut. Ich wäre in der That neugierig, wie sich das hier so gemacht hat. Wenn auch hinter dem Hause den wirthschaftlichen Rücksichten ihr gebührendes Recht geschehen seyn sollte, so ist hier doch immer ein beträchtlicher Raum vergeben. Man hätte, um doch auch den Grazien zu huldigen, dicht unter den Fenstern ein paar schmale Blumenbeete anlegen und den übrigen Platz mit — Kartoffeln bepflanzen können. Nicht wahr, mein Sohn?" — „Schade um die Grazien und Kartoffeln! Ich wollte nicht einmal, daß hier Obstbäume ständen!"

„Dann wäre es freilich wieder ein Garten, und wir dürften hier nicht so sitzen. Jetzt scheint unsre Anwesen-

heit gar nicht aufzufallen, ein Beweis, daß wohl öfter Einheimische und Fremde zwischen diesen Baumreihen lustwandeln, oder ein müder Wanderer sich hier ausruht."

„Aber es fällt mir doch auf, daß sich keiner der Hausgenossen sehen läßt. Wo nur die Kinder stecken mögen! Diese wenigstens sollten hier nicht fehlen."

„Höre, Fritz", begann der Vater, „wir müssen das Alles näher untersuchen. Meine Neugier ist gespannt und wir haben noch ein Stündchen zu verlieren."

Somit erhoben sie sich von ihren Sitzen und gingen auf die Wohnung zu.

Im Hause hieß es, der Herr Pfarrer sey vor einer kleinen Weile den Kindern in die Koppel nachgegangen. „Belieben Sie nur durch den Garten zu gehen. Sie können nicht irren." Die Fremden folgten der Weisung. Der Garten war einfach, bloß für den Nutzen und die Wirthschaft berechnet, von einem einzigen langen und sehr breiten Gange durchschnitten. An das Ende desselben stieß die Koppel, deren eine Seite einen kleinen Lustwald enthielt. Die Pflanzung war nicht alt, aber wohl gediehen; sie schien mit besonderer Vorliebe angelegt und erhalten zu seyn. Eine Anzahl hoch- und breitwipflicher Eschen und anderer Waldbäume, welche noch wie Riesen des Alterthums unter dem neueren Geschlechte hervorragten, schienen den Gedanken erweckt zu haben, ihre Lücken durch die Kunst zu füllen. Jetzt strebten auch schon die jüngeren Wipfel muthig empor, und das Wäldchen war fertig und in der That hübsch. Denn die zahlreichen Gänge schlängelten sich durch blühendes Gebüsch, so vielfach als nur immer hier zu Lande Feld und Garten es darbieten. Des Ausländischen hatte man bei dem eigenen Reichthum nicht begehrt. „Wo sind wir?" rief Fritz. „Es kommt ja immer schöner! Hab' ich doch schon manche Landpfarre gesehen, aber heute bin ich in einer neuen

Welt!" — „Hier ist in der That Manches auffallend!" entgegnete der Vater. „Aber siehe! man hat uns bemerkt und kommt uns entgegen. Da ist ja um den Alten ein ganzes Völklein her!" — Und nun entstand eine unerwartete Ueberraschung. „Bist Du es, Helwig?" — „Wie, ist es möglich, Du, Mellmann?" — Allerdings waren sie es. Seit der hohen Schule hatten sie sich nicht wieder gesehen und von einander nicht weiter gehört. Jetzt war die Freude unbeschreiblich. Man ging in's Haus, wohin schon die Kinder voraus geeilt waren, um der Mutter Botschaft zu bringen. Die Post wurde abbestellt, denn an die Weiterreise war für heute nicht zu denken.

Nachdem man sich mit der Wirthin verständigt hatte, führte der Pfarrer von Neudorf seine Gäste nach oben. An die Studirstube stieß ein geräumiger Saal, dessen Bestimmung sogleich, durch die rings umher angebrachten Gerüste, in die Augen fiel. Eine beträchtliche Anzahl von Büchern bekleidete schon die Wände; doch war der Zuschnitt sichtbar nicht allein für den zeitigen Bedarf, sondern für die Zukunft gemacht.

„Nun, das nenn' ich mir eine Bibliothek!" rief Helwig. „Beneidenswürdiger Mann, der so viel an Bücher zu wenden im Stande ist! Ich habe eine der besten Pfarren in meiner Gegend und ein stattliches Inventarium an Vieh und Fahrniß; aber einen Aufwand dieser Art muß ich mir durchaus versagen. Weißt Du, was mich hier ordentlich ärgert? Ich wollte Dir gern eine ziemliche Büchersammlung gönnen, und wenn sie auch in einem Glasschranke stände. Aber das ist in der That verdrießlich, zu sehen, daß der hier aufgestapelte Segen nur als ein geringer Anfang betrachtet wird, und der Zuschnitt gemacht ist, als ob noch hundert Jahre so fort gesammelt werden sollte." — „Nun, das ist auch in der That die Absicht!" entgegnete Mellmann mit Lächeln.

„Was hat in den ersten zwanzig Jahren viel geschehen können? Es muß noch ganz anders kommen! Du siehst hier nämlich die Anlage zu unserer Pfarrbibliothek, welche nicht für eine dereinstige Versteigerung, sondern für ewige Zeiten angeschafft wird. Es ist die Vorrathskammer für die geistigen Bedürfnisse des Predigers, des Schullehrers und der ganzen Gemeinde. Jährlich werden mir hundert Thaler zu diesem Zwecke ausgezahlt, deren angemessene Verwendung mir obliegt. Diese Angelegenheit ist ein Hauptgegenstand der jährlichen Kirchenrechnung. Wir haben, wie Du siehst, schon wacker geschafft; und damit die Menge der Zeitschriften, deren man doch in so mancher Rücksicht nicht entrathen kann, uns nicht den besten Theil unsrer kleinen Summe hinweg nehme, so hab' ich in der Gegend eine Lesegesellschaft gestiftet, deren Ertrag zu Hülfe genommen wird."

„So erklärt sich Alles leicht und natürlich", erwiederte Helwig, „bis auf den einzigen Umstand mit den jährlichen hundert Thalern. Ist Deine Kirche reich genug zu einem solchen Aufwande? Wie hat die Erlaubniß dazu von den Behörden bewirkt werden können? Oder giebt es hier einen Wohlthätigkeitsschwärmer, der sein Geld auf diese Art los zu werden sucht?"

„Es hat damit, so wie mit dem ganzen Neudorf, seine eigene Bewandniß, die ich Dir in der Folge genügend entwickeln werde. Jetzt laß uns die Bücher etwas näher ansehen, weil ich gern Deine Meinung über meine Auswahl hören möchte."

Man trat zu den Reihen, wo Fritz inzwischen schon in der Stille sich angenehm beschäftigt hatte, und vertiefte sich bald in gelehrte Gespräche. — Jetzt kam der Schullehrer des Dorfes, um einige Bücher zurück zu bringen, verweilte aber nicht lange. „Ich kann heute nicht bleiben", sagte er; „ich muß an meine Reise nach Wiek

und an die Predigt denken." — „Ein artiger junger Mann!" so nahm, nach seiner Entfernung, der Pastor von Schwarzenfelde wieder das Gespräch auf: „und hat studirt und kann predigen?" — „Allerdings", entgegnete Mellmann, „er ist auch examinirt und ordinirt, damit er mir im Nothfalle ein Amtsgeschäft abnehmen könne. Er wird einmal mein Nachfolger, wofern nicht früher eine Stelle, die unser Graf vergiebt, erledigt würde. Am Sonntage soll er zu Wiek den Gottesdienst verwalten, weil der dortige Prediger krank ist."

„Kann aber ein gebildeter junger Mann von einer Dorfküsterei leben, und muß er nicht verkümmern bei so niedrigen Geschäften?"

„Nun, er ist ja nicht Küster, Gott bewahre! sondern Schullehrer und in der größten Achtung. Zum Singen und Läuten brauchen wir keinen Gelehrten, dazu ist uns ein Handwerker gut genug. Der Lehrer unsrer Jugend muß eine Reihe von Jahren es sich sauer werden lassen; aber sein Alter ist gesichert, denn die erste erledigte Pfarre ist sein gerechtes Erbtheil. Bis dahin hat er eine anständige Wohnung und halb so viel Einkünfte als der Prediger. Wenn er nicht allzufrüh heirathet, so kann er sehr füglich bestehen, um so mehr, da er seine literarischen Bedürfnisse aus der Pfarrbibliothek umsonst befriedigt. Der Schullehrer muß nicht alt werden bei seinem Amte, und der Prediger muß nicht zu frühe zu dem seinigen gelangen; das ist hier unser Grundsatz. So sind Beide, und zugleich die Gemeinde wie die Jugend wohl berathen."

„Ich sehe wohl", rief der Pastor Helwig lächelnd aus, „Ihr lebt hier gar nicht in der Welt! In der Welt weiß man es weit besser. Da läßt man die grauen Köpfe in der Schule sich placken, bis sie unter den Kindern selbst zuletzt kindisch werden; aber die jungen Milchbärte stellt

man auf die Kanzel, damit die Weiber etwas zu gaffen haben. Habt Ihr denn hier zu Lande keine Töchter zu verfreien, daß Ihr so unvernünftig gerecht seyd?"

„Mein Graf hat freilich seine besonderen Grillen, welche ich, als sein ehemaliger Lehrer, ihm wohl mag in den Kopf gesetzt haben. Die verkehrte Welt, die wir in geistlichen Dingen anrichten, ist mein Lieblingsgedanke, und mein Neudorf soll eine Musterpfarre seyn. Aber tröstet Euch, Ihr Herren, unsre Schwärmereien werden nicht in's Große reißen. Wir haben überhaupt nur ein halbes Dutzend Predigerstellen umzukehren, und bei einigen haben wir unsere Verbesserungen noch gar nicht anfangen können. Bei anderen pflanzen wir erst die Bäume, unter denen künftig Prediger und Schullehrer Hand in Hand wandeln sollen."

„Aber es wird Zeit", spöttelte der Pastor von Schwarzenfelde, „daß wir endlich auf das Wahre kommen. Was Bücher, was Bäume! Davon kann man nicht leben. Der Acker, das Meßkorn, das Beichtgeld, das sind die Dinge, von denen sich die Amtsbrüder zuerst erzählen müssen. Ich bin schon lange begierig, Deine Musterwirthschaft zu sehen. Aber ich fürchte, ich fürchte! — Schon damals, als ich auf Deinem Vorplatze unter den Bäumen saß, hielt ich mich überzeugt, daß hier der Acker verpachtet seyn müßte."

„Verpachtet ist er nicht, mein Bester! aber auf ewig dahin, bis auf so viel Morgen Landes und so viel Wiesewachs, als zur Erhaltung von zwei Pferden und einer angemessenen Anzahl von Kühen erforderlich ist. Mein Graf meint: sein Prediger solle ein Gelehrter seyn und kein Ackersmann. Er solle zwar nicht gezwungen seyn, zu Fuße zu gehen, aber die Wirthschaft im Nothfall der Frau und dem Knechte überlassen können. Ferner meint der Graf: wenn der Pfarrer allerlei Hebungen von den

Gemeindegliedern einmahnen müsse, und sich die verschiedenen Amtsgeschäfte stückweise bezahlen lasse, so schade das entweder seiner Achtung und Liebe, oder seinem Beutel. Darum hat er mir alle weltliche Mühe abgenommen, läßt die geistlichen und Kirchengebühren obrigkeitlich eintreiben, und besoldet mich, so wie den Schullehrer, im Ganzen. Wir verrichten unsere Geschäfte im Einzelnen unentgeltlich und also desto unabhängiger."

„Das ist brav und herrlich!" rief Helwig aus. „Das sollte überall nachgeahmt werden. Wie widerlich und drückend sind manche unsrer Accidentien! Wie anstößig — zum Beispiel — das Beichtgeld, wie bettelhaft der Klingebeutel! Was aber die Entziehung der Ländereien betrifft, so ist das ein mißlicher Punkt, der die besten Pfarren herunter bringen würde."

„Ich sehe vielmehr darin das einzige Mittel, die Pfarren empor zu bringen und sicher zu stellen. Die Erfahrung lehrt es, daß Ländereien in weltlichen Händen höher benutzt werden als in geistlichen. Die seltenen Beispiele vom Gegentheil sind so wenig nachahmungswürdig, daß sie vielmehr die Nothwendigkeit zeigen, dem Geistlichen dieses ihm fremde Handwerk zu legen. Die meisten Prediger werden gerade durch den Acker, dem sie nicht gewachsen sind, untergehalten; schon die Annahme stürzt sie in Schulden und sie kommen ihr Leben lang auf keinen grünen Zweig."

„Nun, ich will auch die Ackerwirthschaft, deren Verdrießlichkeit und Unsicherheit ich nicht leugnen kann, fahren lassen, wenn nur die Besoldung hinreichend ist und mit den steigenden Preisen der Dinge erhöht wird."

„Das versteht sich von selbst", erwiederte Mellmann. „Dafür muß die Grundherrschaft, wenn sie Grund und Boden an sich nimmt, Sorge tragen. Aber ehe wir fortfahren, sage mir, empört Dich nicht auch die große Un-

gleichheit der Einkünfte bei doch gleichen Arbeiten? Wie wär's, wenn wir die fetten Pfründen zu den Pönitenzstellen in Einen Topf würfen und lauter Mittelpfarren bildeten? Mein Graf wenigstens, der nicht will, daß seine Prediger sich unter einander um die fetteren Bissen beneiden, und wenn eine Bratenpfarre erledigt wird, alle in Aufruhr gerathen sollen, hat sie sämmtlich gleich gesetzt, damit sie ruhig bei ihrer Gemeinde bleiben, bis an ihr seliges Ende. Sobald noch ein einziger alter Herr, der natürlich nicht verkümmert werden kann, gestorben ist, wird die völlige Gleichheit zu Stande gebracht seyn."

„Alles recht gut, und in diesem Paradiese der Prediger vielleicht auch anwendbar; aber in manchen Ländern dürfte der Antheil des Einzelnen bei der Zusammenwerfung allzu gering ausfallen."

„Sind die Pfarren eines Landes schlecht, so können sie durch diese Maaßregel noch ein wenig gebessert werden, theils durch die erhöhte Benutzung der Ländereien, theils durch den Ueberschuß der wenigen reichen Stellen. Auf jeden Fall aber, selbst wenn auch der Landesherr nicht zulegen wollte oder könnte, müßte die allgemeine Gleichheit der bündigste Trost seyn. Man wird ja nur arm oder reich durch den Gegensatz."

„Ich sehe, Du wirst Dich nicht irre machen lassen, wenn ich auch meine Einwendungen, mit denen es mir ohnehin kein rechter Ernst ist, fortsetzen wollte. Laß mich aber nun endlich hören, was denn ein solcher Musterpfarrer, der seines Ackers entledigt ist und von seiner Gemeinde keine Gebühren nehmen darf, für Einkünfte hat? Denn die Größe der Besoldung, worauf Alles ankommt, ist noch immer zurück."

„Er hat Haus, Garten und Bäume, wie Du sie hier gesehen hast, sein kleines vorbehaltenes Ackerwerk, Holz und Torf nach der Größe seines Hausstandes, seine Bücher

umsonst und eine Besoldung von 200 Thalern baar, für die Accidentien, und 400 Scheffel Roggen für Ackerpacht und Meßkorn. Sein Korn wird in die nächste Stadt an ein sicheres Handlungshaus geliefert und ihm von demselben nach dem Schlußpreise bezahlt. Diese Naturalhebung ist die Vermittlerin, wenn die Preise der Dinge steigen oder fallen. Du siehst, wir können keine großen Herren vorstellen; aber wir stehen zwischen den kleineren Landwirthen und den großen Güterbesitzern in einer sicheren, seligen Mitte."

„Ich würde ohne Bedenken mit Dir tauschen, und wenn auch nicht an Einkünften, doch an Bequemlichkeit und Unabhängigkeit gewinnen. Aber nun sind wir auch wohl müde von der Reise."

Am andern Morgen ließ der Pfarrer seine Gäste auf die nächste Post fahren, damit sie ihre Reise fortsetzen könnten. Der Vater versprach, bei der Rückkehr wieder vorzusprechen. „Ich muß doch", sagte er, „nachdem ich die Kasse des Pfarrers gesichert weiß, noch weiter von Dir erfahren, welche sonst ungeforderte Eigenschaften der Graf von ihm verlangen mag. Muß er auch Medizin studirt haben, oder ist es genug, wenn er die Blattern impfen kann?"

„Wo denkst Du hin? Wir sind ja nicht in Schweden und leiden keinen Mangel an Aerzten. In der Jugend Schulmann, in vorgerückten Jahren Prediger, dabei immer Gelehrter von Gewerbe, der die Fortschritte in den Wissenschaften beobachten und mittheilen kann — das ist es Alles! Auf Wiedersehn!"

„Ach, lieber Vater!" sagte Fritz, „sollt' ich wohl hoffen dürfen, daß der Pfarrer von Neudorf mich dereinst, etwa nach einem halben Dutzend Jahre, wo ich recht fleißig seyn will, seinem Grafen zum Schulmeister vorschlüge?"

K. Lappe.

Browne, Elisabeth und Maria Stuart.

„Nun, wenn es denn seyn soll, daß ich dieser Königin Elisabeth Gefühle heuchle, die ich für sie nicht haben kann, so mag es wenigstens Jeder, dem einst mein Gedicht in die Hände fällt, erfahren: daß ich hier für den höchsten Wunsch meines Herzens — mein Herz verleugnete!“ — so sprach, aufgeregten Sinnes, der junge Browne, der sich als Dichter schon die Theilnahme seiner Zeitgenossen erworben hatte, und beschäftigte sich dann, in Umrissen die Verhältnisse nieder zu schreiben, die ihn bedrängten.

Browne war aus guter Familie, doch nur reich an Talent. In seiner Bewerbung um einen Staatsdienst fand er sich empört von dem Verfahren der Königin Elisabeth gegen Maria Stuart, und sein Rechtsgefühl ließ es nicht zu, daß er Meinungen unterdrückte, die allen Wünschen hinderlich, ja seinem Leben gefährlich waren. Da gesellte sich die Liebe zu seinen Empfindungen und kämpfte jeden weiteren Gedanken in ihm nieder. Anna, die Tochter des Admiral Hawkins, war es, die seine ganze Sehnsucht nur auf einen Wunsch, den ihrer Gegenliebe, zusammen drängte, und es glückte ihm, durch schöne Gestalt, schmückende Kenntnisse und dichterischen Enthusiasmus, Anna's Herz zu gewinnen. Aber das Unbegrenzte seines Gefühls konnte doch die Kluft nicht füllen, die zwischen ihm dem wenig Begüterten, der noch zwei Schwestern zu unterstützen hatte — und seiner Geliebten, der Tochter eines reichen und berühmten Seehelden, sich finden mußte. Da galt es nun wenigstens eine bedeutende Anstellung, und Graf Essex — mit dem er in Cambridge studirte — beredete ihn, durch ein Lobgedicht auf die Königin Elisabeth ihm Gelegenheit zur Empfehlung zu geben. Auch seine geliebte Anna bat unaufhörlich, und

so war denn endlich ein Werk vollendet, das ihm die schwerste Ueberwindung gekostet hatte und ihn mit Verdruß erfüllte, so oft sein Blick es gewahrte. Daher, um sich wenigstens vor sich selbst zu entschuldigen, wollte er die Antriebe zu dem Gedicht gleich jetzt aufzeichnen.

Und es war die Zeit gekommen, wo Browne selbst der Königin Elisabeth sein Werk überreichen sollte. Mit einem schwarzen Bande, dem Zeichen seiner inneren Trauer, hatte er die Rolle umschlungen; doch als er sie aus der Tasche zog und sie knieend überreichte, da bemerkte er ein grünes Band, meinte aber: es müßte wohl eine der Schwestern, die seinen Sinn kannten, dieses Hoffnungszeichen für jenes der Trauer angeknüpft haben.

Die Königin hatte die Rolle mit huldvollen Aeußerungen empfangen und mit innerem Zwiespalt schritt nun Browne heim. Da trat schon unter der Thür eine der Schwestern ihm entgegen: er hatte die Rolle mitzunehmen vergessen und in der Tasche seines Festkleides steckte schon lange ein Gedicht zum Lobe der — Maria Stuart; dieses war nun in den Händen der Königin Elisabeth. — „Strafe der Zweizüngigkeit!" rief Browne düster; doch es ward ihm heiterer, als er bedachte, daß durch diesen Unfall die Selbstständigkeit seiner Gesinnung noch gerettet sey, und er gab sich, von der Vorsehung selbst auf die alte Bahn gewiesen, das heilige Wort: niemals wieder seine innerste Meinung zu verhöhnen.

Aber Elisabeth sprach bald von der Ueberspannung des jungen Browne, und Keiner wagte ferner, sich für ihn zu verwenden. Lange erfuhr er nichts von dem, was über ihn beschlossen sey; endlich sandte ihm die stolze Königin tausend Guineen, als das Einzige, was er jemals von ihr zu erwarten und am besten zu einer Reise in's Ausland zu verwenden habe. — Ruhig vernahm es Browne; aber heftig fand er sich bewegt, als bald darauf

Anna gezwungen wurde, einem Sohne des Cecil, Baron von Burleigh, ihre Hand zu geben. Da trieb endlich der stürmende Schmerz ihn aus seiner Dumpfheit empor, und er beschloß nun, mit seinen Schwestern England zu verlassen.

Und es geschah an dem Hochzeittage Anna's, daß er in starrem Hinbrüten durch ein Wäldchen schlich; da trat eine ältliche Frau auf ihn zu, gab ihm, nachdem sie seinen Namen erfahren, rasch ein Päckchen und eilte davon. Die Aufschrift war an Browne gerichtet, und als er die Siegel gelöst hatte, fiel ihm eine goldene Kette mit dem Bildniß der Maria Stuart in die Hände, und dabei befanden sich diese Zeilen:

„Da ich einem harten Geschick unterliege, das mein Heiland mir auferlegte, um mich von der Schuld meiner Jugend zu reinigen, so ist es mir ein Trost, zu erfahren: daß edle Männer empört sind von der Willkür, die mich in Banden hält, daß Begeisterung in meinem Leiden Stoff zur Dichtung findet, die meines ruhelosen Lebens höchste Freude war und ist. Ich weiß, Sir, Ihr tragt den Zorn meiner königlichen Schwester um meinetwillen. Entschädigen kann ich Euch nicht; daß ich es aber in Demuth und Dank erkenne: wie mein Gott mir immerdar Menschen erweckt, die mein Andenken vor boshafter Verleumdung schützen werden, wenn mein irdisches Fehlen mit mir im Staube vergangen ist — das bezeichne Euch die Kette, die Ihr zu meinem Gedächtniß bewahren sollt. Und wenn mein Blut versöhnend geflossen ist, mögt Ihr, der edle Sänger, helfen, daß mir auch die Welt versöhnt und mein Ruf nicht im Munde meiner Feinde sey.

Maria Stuart."

Thränen entstürzten den Augen Browne's, und er beschloß, fortan nur Maria Stuart im Herzen zu tragen und sein Leben ihrer Rechtfertigung zu weihen. Wenige

Tage darauf trug ihn ein Schiff nach Schottlands Küsten; dann nahm ihn Frankreich auf, konnt' ihn aber nicht fesseln, da sein tieferes Gemüth sich dort verwaist fühlte. Auf Dänemarks Matten fand er endlich Ruhe, und hier schrieb er, in der Gluth der Verehrung, mehrere Werke, die noch in später Zeit das Bild der Maria Stuart verklären helfen. Bertram.

Eine alte Mönchsrede.

Wertheste Anwesende!

Erlauben Sie, daß ich die Räder meiner Beredtsamkeit einschmiere mit dem Oele sinnreicher, schön in einander fließender Bilder, und einen Text wähle, welchen einst der hochgelehrte Pater Cornelius über einen Dudelsack setzte:

„Im Leben wechselt Alles schnell!
So muß durch Druck und Zwingen
Ein altes dürres Ziegenfell
Mit süßem Laut erklingen."

Ich habe zu dieser Wahl gar große Ursach, denn die Anwendung des Spruches rechtfertigt sich, wenn ich in den Tornister des Fatums greife und hier bald die schon gequollene Saat des erwünschten Vergnügens, bald aber eine Handvoll Spreu — nur bethränten Kummer — herausziehe. Herumgeschleudert, ewig ohne festen Boden, wie bei guten Spielern der Federball, wandelnd im Aprilwetter des Lebens, jetzt gehoben, dann niedergedrückt, wem könnte der Mensch mehr gleichen, als einem vom Schicksal aufgeblasenen und wieder zusammengepreßten Dudelsack?

Ist unser Leben gespickt mit dem Specke des Wohlergehens, ist das Gewand unsrer Hoffnung gefüttert mit dem glänzenden wärmenden Parchent der Lustbarkeit, so

daß die Sehnsucht nach dem Glück und die Erlangung desselben, wie ein Paar zusammengekoppelter Ackerpferde, den sehr zerbrechlichen Wagen unseres Zustandes ohne Rumpeln fortschleppen können, so wird das Luftfell des Herzens mit dem Winde der Freude erfüllt, und die Pfeife unseres Mundes läßt ein lustiges Stücklein erschallen. Doch:

„Im Leben wechselt Alles schnell!“ —

Wie bald zerreißen die Geiersklauen des Mißgeschicks den vom Vergnügen erfüllten Luftsack, wie bald kollert die Kugel unsres Glücks gewaltsam in den Pfuhl des Kummers, so daß die Gewänder der Hoffnung häßlich besudelt werden! Wie oft wachen wir auf mit der Fackel der Fröhlichkeit, und gehen zu Bette bei der schwach leuchtenden Lampe der Sorge! — und ob wir auch bei dem kalten Hauche der Mißstimmung die Nachtmütze des Gleichmuths über unser kummervolles Haupt ziehen, so bedeckt sie nicht die Nacht in uns, und die Klagen dringen doch zu unserm Ohr.

Ja so ist es! Kreuz, Jammer und Elend, das sind die drei Windhunde des Schicksals, womit der Mensch immerdar gehetzt und gejagt wird, und sobald wir aus der Kasematte des mütterlichen Leibes in den Mörser des Lebens, in die Bastille dieser Welt geworfen werden, lassen wir auch schon in dem Vokal-Conzert unsres Mundes einen Angsttriller nach dem andern hören; da laufen auch schon die Thränen aus den Dachrinnen unsrer Augen, wie die Tropfen von der Aloe. Je mehr das zähe Leben der Jugend, in den bald schwindenden Jahren, wie ein dehnbares Leder über den Leisten der Erfahrung gespannt wird, desto mehr wird der glänzende Pelz-Ausschlag des Daseyns, das Vergnügen, von den Motten der Unruhe zerfressen; das Druckwerk des Kummers zwingt die Schleusen unsrer Augen zum Thränen-Erguß; das Echo des Herzens, die Sprache, gewöhnt sich zum Seufzen, und

von der Maultrommel unsrer Lippen hört man das Gesumme der Klage. Und wenn wir uns nun lange genug im Feuer der Bosheit haben herumdrehen lassen, wie ein Braten am Spieße, so kommt der grimmige Koch des Todes — ich meine die Krankheit —; er wirft uns in den Kessel des Grabes und legt uns der Würmer-Republik zur Speise vor, welche dann an uns mit demselben Appetit speiset, wie ein Bettel-Student am Freitisch! Was ist also unser Leben? Ein langsames Zubereiten zur Speise der unterirdischen Kreaturen, ein Haus aus Luftsteinen und Lehmpazzen, mit einem baufälligen Strohdach, welches bei dem geringsten Winde der Widerwärtigkeit abgedeckt wird. — Was ist der Mensch? Eine Wetterfahne, die stets bewegt ist von den Sturm blasenden Backen des Fatums; ein eingesperrtes Rebhuhn, dem der Oberforstmeister des Himmels, der Tod, täglich die Mordflinte vorhält; eine alte Tonne, die auf dem Meere des Daseyns hin und her getrieben wird; ein im Schweiß des Angesichts, in der Hitze der Mühseligkeit bereiteter Schmorbraten, den die Zähne des Todes zermalmen. Wie sollte nun nicht der Mensch auf Erden einem vom Schicksal gefaßten und gequetschten Dudelsack gleichen, und warum sollte folgende Inschrift nicht auf ihn anwendbar seyn:

Der Mensch muß hier sein Päckchen Jammer tragen;
Des Schicksals harter Druck, sein grauses Zwingen,
Läßt bald von schmerzerfüllter Brust, vom ausgeleerten Magen,
Ein jammerheulend Trauerlied erklingen!

So wie ich mir nun aber — ich glaube sehr treffend — den ganzen Schwarm mühebeladener Menschen in diesem Jammerthale mit einem traurig klingenden Dudelsack verglichen habe, so hoffe ich nicht Unrecht zu thun, wenn ich diese hochansehnliche und ehrwürdige

Trauergesellschaft auch in dies Sinnbild einschließe. Ich sehe so viele geehrte Paters mit großer Betrübniß und schwarzer Melancholie vor mir, daß eines jeden Antlitz fast so düster aussieht, wie ein Schornstein, aus dem die lichten Punkte, die Schinken und Knackwürste, gemaust sind. Ich sehe so viele ansehnliche wohlbeleibte Männer aus dieser Gemeinde, ohne Leben im Gesicht wie Hopfensäcke, — so viele Jungfern und Frauen dastehen, wie Truthennen, denen man im Herbste die Federn gerupft hat. Von Aller Munde dringt eine Karavane Seufzer nach der andern aus der traurigen Einöde des Innern in die Wüste der Welt, so daß ich einen schmerzwimmernden Dudelsack zu hören glaube, weil ein Jeder den frühzeitigen Hintritt des in dem Sarge, der Menschenfalle des Todes, eingefangenen weiland ehrwürdigen Paters Spiridon tief fühlt, und so unwillkürlich eine Trauer-Cantate aufführt, die mit den Worten beginnt:

„Im Leben wechselt Alles schnell!" —

Es glich der Wohlselige während seines irdischen Hierseyns einem wohlbereiteten Pudding; in ihm war jede Tugend so eingeschlagen wie die Eier in diesem; — bei allem heiligen Ingrimm sanftmüthig wie ein Lämmlein, geduldig wie ein Grauthierchen, glänzte seine Frömmigkeit wie faules Holz in der Dunkelheit. Das Gericht seines Lebens, die Gold-Forellen des frommen Eifers, der Spargel der Keuschheit, war mit dem Wein der Begeisterung übergossen; Selbstbeherrschung war ein Riegel vor seinem Herzen, der die sündigen Regungen nicht heraus ließ in den Strom der Begierde, in die Pfütze der Wollust, und freiwillig wählte er lieber vor den Leuten das irdene Gefäß der Armuth, die alte Hauslaterne der Demuth, als die wohlriechende, balsamische Allerhandsbüchse der Welt. War die Spiritusblase seines Herzens in wohlnährender Einsamkeit erwärmt worden durch ver-

schiedene Gluthen, so träufelte, wenn er in das rege Leben trat, der Extrakt seines Amtsgeistes über seine Zuhörer, so daß sie berauscht wurden von der ergreifenden Kraft seiner Worte. Ach! ich zittere wie eine eben zersprungene Harfensaite, wenn ich bedenke, wie die Säule Roms an dem Abgeschiedenen eine starke, treffliche Unterlage verloren hat! Er brannte unauslöschlich wie ein angezündetes Oelfaß, sobald er hörte, daß eine ketzerische Fledermaus in unsre geistige Speisekammer, in die Werkstätte vatikanischer Baumeister gedrungen war, um die Nahrungsmittel und die Stricke der Lehre zu benagen. Nahte sich ihm Jemand mit dem Brande des Unglaubens, so roch seine Beredtsamkeit Lunte; sie schoß in sanfter Wuth um sich, von seinem Munde floß der Geifer, wie die Lava vom feuerspeienden Berge — und er wurde so durchprasselt von innerer Flamme, daß er durch die ausströmende Gluth seiner Rede gleichsam ein Feuerwerk gab zu unsrer Ehre. Seine Stimme donnerte wie eine alte Garnisòntrommel und schlug Lärm im Gebiet der Hierarchie, so oft er eine Seele in's Fegfeuer expediren mußte; doch stand er auch, wenn er sie zum freudigen Jenseits fliegen ließ, still und andächtig, wie ein Wegweiser am Kreuzwege. Sein ganzes Leben war ein Gebet; so oft man ihn sah, betete er, und wenn man ihn nicht sah, wird er wohl auch gebetet haben, so besiehlt die Humanität zu glauben.

War der Gürtel unsrer Ohren mit dem Kopfe des Ungehorsams zugeknöpft, waren die Sünden in uns verhärtet, so nahte er sich mit dem Stecken des Nachdrucks und schlug so lange, bis die taube Frucht der Hartnäckigkeit herausgedroschen und von dem Mühlstein der Vorwürfe zermalmt vor ihm lag. In diesem Stück können wir uns des Seligen Zunge nicht besser vorstellen als durch einen geschickten Flegel, womit zwar die lebenden

Aehren, die Menschen, gedroschen, niemals aber die darin steckenden guten Früchte verletzt wurden. Ja, er war ein Flegel in seinem Hause, ein Flegel in Gesellschaft, ein Flegel vor der Gemeinde, weil er überall, selbst bei der Verstocktheit, die Körner des Guten aus dem Herzen seiner Zuhörer herausbrachte, sie mit der Milch der klugen Langmuth übergoß, durch diese Speise das Alleinseligmachende in Umlauf brachte, und sie würzte mit dem Zucker und Zimmt seiner Erfahrungen. So oft er in seine Kutte kroch, wie in einen Nothstall, war der Generalgewaltige seiner Behutsamkeit und die Polizei seiner Blicke in Bewegung, um, wenn etwa ein mit menschlichen Schwachheiten vertrauter Bruder die Waffe der Ohrenbeichte wegwarf und aus dem geschlossenen Gliede unsrer Befehle Reißaus nehmen wollte, die Lärmkanone der höllischen Strafen sogleich abzubrennen, damit er ihn packte, und durch die Spießruthen täglicher Kasteiungen könne laufen lassen. Allen wollte er mit der Handlaterne alter Beispiele durch die finstere Straße ihrer Einsichten leiten, darum störte er stets in dem Müllkästlein neuer Gewohnheiten und ergriff die Zauberstange guter Gelegenheit, so oft es sich thun ließ, und wenn es auch in der Schenke war. Gebet, so wird euch wieder gegeben! war sein Losungswort, und darum ermahnte er herzdringend zu der schönen Tugend Freigebigkeit, so oft eine Pause dadurch entstand, daß die Schafe ihrem Hirten eine frische Kanne einschenken ließen. Oft hielt er sie von der Trunkenheit ab, indem er lieber die vollen Humpen selbst ausleerte, als daß er ihre ohnehin nicht kompletten Sinne in Unordnung gerathen ließ. Hierbei übte er die erbaulichsten Gespräche; er sprach unter Anderem über die Qualen des Fegefeuers mit einem Ton, daß man diesen selbst schon zu jenen Qualen rechnen konnte. Um euch ein Beispiel zu stellen, wie er auf Alles merkte, Alles nutzte, so

will ich euch nur erzählen, was ich einst selbst vernommen habe. Er handelte eben vom höllischen Schwefelgeruch, als Einer der Anwesenden eine Prise Tabak nahm. „Glaubst Du", schnaubte der Wohlselige ihn mild an, „daß Du mit Deiner Prise den Gestank des Höllenlochs abwehren wirst? Mit nichten! Wisse, daß der Teufel jeden Tabaksschnupfer schon deshalb für eine gute Prise erklärt, weil er durch oftes gewaltsames Niesen die Leute zu einem: Gott helf! verführte, mithin zu einer Sünde wider das zweite Gebot; denn weil der Tabaksschnupfer das Gehirn durch Erschütterungen zur Aufklärung verlockt, mithin zu einer Kapital-Sünde, so kann ihm auch die höchste Macht nicht von der Hölle helfen, es sey denn, er bäte auf Erden um Ablaß bei seinem Beichtvater!"

Auch gegen die immer mehr überhand nehmende Putzsucht der Weiber, und darüber, daß sie so viele Blößen geben, eiferte er fast mehr noch als die Männer, welche die Rechnungen bezahlen müssen. „Den Schmuck, den ihr euern Leibern anlegt, entzieht ihr euern Seelen und das Geld dafür uns, die wir es zu guten Werken verbrauchen!" versicherte er. Aber was kümmern sich die Weiber um das, was nicht zu sehen ist? — sein Reden half gerade so viel, als ob man dem steinernen Götzenbilde aus dem Heidenthum, der Venus, eine Maulschelle giebt und zu ihr sagt: sie solle sich anziehen. Doch gern gestand er dagegen den Weibern den hohen Ruhm zu, daß sie ihre Männer meist zu der Gewohnheit brächten, sich vor dem Kreuz zu beugen, wenn auch anfänglich nur vor ihrem Hauskreuz.

Auch ließ er sich sehr angelegen seyn, den Schafstall unsrer Hierarchie mit den von unerlaubtem Licht abfälligen Seelen zu füllen; er wußte so viele Vortheile,

welche sie finden sollten, beizubringen, wie ein Finanzminister Gründe für einen schlechten Plan. Wenn der Schlüssel der Vernunft ihre Willfährigkeit verschloß, so nahte er mit der Brechstange der Unvernunft, eröffnete ihre Herzen und beleuchtete sie mit dem Schimmer des Aeußeren, so daß sie Ueberläufer würden zu unsrer Fahne, wobei er ihnen die Montur der Mystik und das Handgeld der Schwärmerei überlieferte. Um diesen Zweck, ein Werber für uns zu seyn, noch besser zu erreichen, gesellte er sich zu der Zahl sublimer Geister, zu den Schriftsteller-Märtyrern, zu den kopfhängenden Seelen-Verschließern, unsern hochgepriesenen geistigen Kerkermeistern, welche durch Mysterien die Sinne anzureizen suchen. Unter dem Namen Isidorus Orientalis Nazarenus schrieb er wortvolle Werke, die kein Mensch verstehen sollte, damit sich Jeder um Auslegung an ihn wenden möchte, wobei er jeden Ankömmling in das Labyrinth des Scheins verstrickte, wie eine Spinne die Fliegen in ihrem Gewebe. Hier war er gleichsam eine Glocke, seine Zunge war ein Schlägel, womit er anschlug und Alles zum Bekehren zusammenrief, welches Verkehren ihm die Palme verschaffen muß, indem er sich dabei nicht abschrecken ließ durch das Bellen der Hunde, welche das Gebiet der Wissenschaften bewachen sollen und Rezensenten genannt werden. In seiner Verlassenschaft haben sich gar viele Aufsätze, echte Lichtlöscher und Lippenknebel, gegen solche Aufheller und Widerbeller gefunden, und ich würde sie euch sogleich vorweisen, wollte ich euch nicht in Spannung erhalten für den Genuß derselben; denn der Wohlselige hat sie einer Kirchenzeitung vermacht, die, ganz in seinem Geiste, Alle verdammt, die das Rückwärts, diese herrliche jesuitische Krebssuppe, nicht mehr vertragen, und mehr vom Kopf halten als vom Magen.

Und nun, nach diesem treuen Conterfei des Dahingeschiedenen, rufe ich euch zu: Gehet hin und thut wie Er:

Laßt uns, die Orthodoxen,
Mit Rationalisten,
Den schlimmsten Anti-Christen,
Uns messen und uns boxen!
Ruft wie der sel'ge Streiter:
Bis hieher und nicht weiter!
Und die da schrei'n: es werde Licht!
Die neuen Weg sich suchen,
Mögt ruhig ihr verfluchen;
So will es eure Pflicht,
Damit in unserm Namen
Die Völker hangen. Amen!

C. Münde.

Die Blumen-Sinnbilder.

„Es ist vorbei!" sagte der alte, fast siebenzigjährige Hausarzt, indem er leise die Bettvorhänge zusammenzog; und der weiche, bewegte Ton seiner Stimme, sein blasses, farbenloses Angesicht schien zu sagen: es ist vorbei, wie es bald auch mit mir vorbei seyn wird! — Es war überhaupt nie des Mannes Art gewesen, kalt und gleichgültig an Sterbebetten zu stehen; wie viel weniger jetzt, da die ernste Stunde, die er so oft an sich vorüber gehen sah, immer näher und näher zu ihm selbst heran kam; wie noch viel weniger hier, da die Entschlafene seines längst verstorbenen Jugendfreundes Tochter, und eine treffliche, liebenswürdige, fast auch noch schöne Frau von kaum vierzig Jahren gewesen war. — Vor zwei Jahren erst war ihr Gatte, der Graf von **, in die Residenz berufen und dort nach einem kurzen Aufenthalt gestorben. Sie lebte seitdem in der, ihr noch sehr frem-

den Stadt still und eingezogen, jetzt wenig gestimmt, Bekanntschaften anzuknüpfen, und ihre liebste Erholung war: die Stunden, welche ihrem einzigen Sohn sein Dienst — er war Lieutenant unter den Husaren — oder andere Beschäftigungen und Zerstreuungen frei ließen, in traulichem Zusammenseyn oder Lesen mit ihm hinzubringen. Seit einigen Monden hatte sie, die sonst selten körperlich litt, angefangen, kränkelnd, dann ernstlich krank zu werden, und als am heutigen Morgen der ihres Zustandes wegen besorgte Arzt schon in aller Frühe kam, sie zu besuchen, fand er bei dem Eintritt in's Zimmer ihre versammelten Dienerinnen in der höchsten Bestürzung wegen einer heftigen Beängstigung, welche vor etwa zwei Stunden die Kranke befallen und sich jetzt erst durch eine todesähnliche Ohnmacht wieder verloren habe. Für mehr als eine solche Ohnmacht hielten sie die der Kranken zu Theil gewordene Ruhe nicht; allein es war der Tod selbst, der, von Niemand im Hause geahnt, von dem Arzt selbst für den Augenblick noch nicht vermuthet, ihr mildes Auge auf immer geschlossen hatte. — „Sollen wir den jungen Herrn wecken?" begann die Eine der verstörten Frauen in mitleidig bedauerndem Ausdruck, indem sie den fragenden Blick auf den alten Hausfreund richtete. — „Ich will es selbst thun!" antwortete dieser; und so ging er, um, so vorsichtig und schonend als möglich, dem Jüngling die traurige Kunde zu bringen, die er vielleicht schon in der nächsten Stunde doch durch Andere hätte erfahren müssen. — Graf August hatte die Verklärte sehr geliebt; schweigen wir von dem Sturm der ersten heftigen Gefühle in seiner Brust, der zu beschreiben ja doch unmöglich und nachzuempfinden so bitter schmerzlich ist. Als die Zeit jene gewaltsamen Erschütterungen allmälig zu sänftigen begann, ward es ein selbstgewähltes, mildtröstendes Geschäft für ihn, die hinterlassenen Papiere der Ver-

storbenen zu sondern und zu ordnen. Sie hatte eine sehr einfache und herzliche Art, sich mitzutheilen, und mancher ihrer kleinen Aufsätze, ihrer zurückgelassenen Briefe rührte den jetzt noch so weichgestimmten Sohn innigst. Vor Allem aber rührte ihn ein, an ihn selbst schon vor mehreren Wochen angefangener Brief, den die Leidende wahrscheinlich im Vorgefühl ihres nahen Todes und in der Absicht geschrieben hatte: dem Sohne noch Manches über ihre Erwartungen, Wünsche und Hoffnungen von ihm zu sagen. Warum dieser Brief unvollendet geblieben, erklärte sich nicht; die Worte, mit denen sie damals geschlossen hatte, waren folgende: „Drei zarte Pflanzen sind es, die ich immerdar mit Sorgfalt und Liebe in Deiner Seele pflegte: die Lilie eines reinen, unschuldvollen Sinnes; die Frühlingsrose einer heiteren, dem Menschenherzen gern vertrauenden Liebe, und den Goldbaum einer frischen, freudigen, im Sonnenschein jedes Edlen und Schönen höher und höher aufglühenden Kraft. Erinnerst Du Dich noch, daß Du zuweilen mit einem kleinen Lächeln die mühsame Sorge sahst, die ich an meinem Fenster für die irdischen Bilder jener schöneren geistigen Blüthen trug? Ach! ich liebte sie nur darum so sehr, weil jedesmal, wenn ich mich ihrer schützend annahm, mich der Gedanke erfreute: daß jene andern noch so rein und ungestört für Dich grünten. Laß auch Du sie nicht welken, mein Sohn! weil ich sie einst pflegte. Laß auch Du durch die sichtbaren Dich an die unsichtbaren mahnen, die ich Dir so gern, ach, so gern! mit der letzten Kraft meines Lebens erhielte." — Hier mußte sie unterbrochen worden seyn: es war eben erst ein neuer Bogen angelegt; sie hatte gewiß noch Vieles hinzufügen wollen, allein es fand sich nichts mehr als die folgenden Zeilen, die — wie der junge Graf nachher erfuhr — noch in der letzten Nacht ihres Lebens geschrieben waren; doch, wie ihre

Frauen meinten, nur im Gefühl steigender Schwäche, nicht in dem des so nahen Todes. — „Ich hatte" — so lautete die Stelle — „Dir noch so Manches zu sagen; ich hätte es auch jetzt noch: doch wie ich beginne, erstirbt mir die Kraft, und ich fühle, es ist mit meinem irdischen Wollen und Streben vorbei. — So lebe denn wohl, mein geliebter Sohn! Denke meiner Liebe, denke meiner Treue, denke jener Blüthen! Amalie."

„O Du theure, liebende Seele!" so rief August leise, nachdem er geendigt hatte, und die Hand mit dem thränenbefeuchteten Blatte stützte seine trübe Stirn — „so verstand ich denn in Deiner stillen, mir zuweilen kleinlich scheinenden Sorgfalt für jene Pflanzen Deine zarte Liebe nicht! Wie oft vielleicht ging sie unerkannt, unverstanden an mir vorüber! — Das ist nun für immer vorbei, und der zu spät geschärfte Blick kann jetzt nicht mehr danken, nichts mehr lohnen!" — Er stand auf, langsam an das Fenster tretend, wo die Gewächse standen; mit der ganzen aufglühenden Lebhaftigkeit seiner Seele gab er hier sich selber das Wort, jene andern, der Verklärten so theuren Blüthen in seinem Innern so treu und heilig zu bewahren, wie die Mutter in der früheren schönen Zeit seines Lebens sie je für ihn habe bewahren können.

„Das Geschäft, für die Pflanzen am Fenster zu sorgen, überlassen Sie ja wohl mir, Herr Graf?" so sprach — mit hier seltsam passender Betonung — nach einiger Zeit der treue Heinrich, des jungen Grafen von seinen Eltern auf ihn vererbter Kammerdiener, als er Jenen bei dem eifrigen Begießen antraf. „Die Arbeit", setzte er lächelnd hinzu, „steht doch auf die Dauer der Jünglingshand nicht recht an." — „Wenn Du für meine Lieblinge sorgen willst, wie für Dich selbst", antwortete der Graf, ihm die Gießkanne hinreichend, „so bin ich es

gern zufrieden. Vielleicht könnte es am Ende gar geschehen, daß ich sie eher vergäße als Du; denn — halb ist es Zufall, halb auch Vorsatz: daß mein Leben jetzt zerstreuter und unruhiger hingeht als sonst." — Graf August war einundzwanzig Jahre alt; in solcher Zeit kann der Schmerz zwar wohl anfangs überwältigen, doch bleibt er ein besiegbarer Feind, gegen den schon der Wunsch: wieder froh zu seyn, als leis' erwachender, aber mächtiger Gegner auftritt. Jetzt ohne große Auswahl jede Zerstreuung ergreifend, die sich ihm darbot, ließ er sich einst auch von einem seiner Bekannten im Hause der Baronin von L** einführen, deren Zirkel man ihm als sehr geistreich und unterhaltend geschildert hatte. Daß sie dies waren, ließ sich nicht leugnen; allein eben so wenig, daß der Geist, welcher sie belebte, doch eigentlich sittenverderbender Art sey. Die erklärte Favoritin des Fürsten, welche mit der Baronin in sehr vertrautem Verhältniß stand, gab dort den Ton an, und sie selbst schien sich in dem einer solchen Freiheit und Ungebundenheit zu gefallen, daß nur sie — für die freilich schon lange kleinliche Huldigungen an die Stelle der öffentlichen Achtung getreten waren — es hatte wagen können, ihn anzunehmen. Diese Frau nun besonders machte anfangs den ungünstigsten Eindruck auf den jungen Grafen, und überhaupt fiel ihm in jenen glänzenden Versammlungen sehr Vieles als störend und beleidigend auf, was alle Uebrigen, längst daran gewöhnt, gar nicht einmal bemerkten; ja, er würde sich vielleicht bald völlig wieder zurück gezogen haben, wenn nicht Beifall und Auszeichnung, diese lockendsten aller menschlichen Verführungen, ihn gefesselt hätten. Glänzende und geistreiche Damen kamen ihm mit verbindlichem Zuvorkommen entgegen, und ein angenehmes Talent für Poesie, welches er wirklich besaß, ward mit lautem Lobe zur entschiedenen Ge-

nialität erhoben. Eines Abends besonders, als er Versuche in der leichten und scherzenden Gattung — denn diese nur war es, die er dort vorlas — mitgetheilt hatte, war der Beifall, welchen sie fanden, so über seine Erwartung groß und einstimmig, daß ihm fast ein wenig darüber zu schwindeln begann. Heiterer, als er es lange gewesen war, schied er erst in später Nacht von dannen, und nur im Nachhausegehen beunruhigte ihn einen Augenblick die bedenkliche Frage: was wohl seine treue mütterliche Freundin zn diesem neuen Umgang möchte gesagt haben? Doch, gern glaubend, was er wünschte, überredete er sich bald: daß sie, die allem Auffallenden und Gesuchten so entschieden abhold gewesen sey, es gewiß nicht gebilligt haben würde, wenn er dem augenscheinlichen Zuvorkommen, welches er in jenem Kreise fand, sich spröde als Sonderling hätte entziehen wollen. So gab er schon im Herzen seiner Neigung, am folgenden Abend wieder hin zu gehen, bereitwillig nach; und kaum hatte er sein Zimmer betreten, als er von dem schon lange harrenden Heinrich sein Schreibzeug und Portefeuille verlangte, in der Absicht, einige poetische Kleinigkeiten, welche er bei dem nächsten Besuch mitzubringen versprochen hatte, noch ein Mal durchzusehen. — Das Verlangte sogleich bringend, stellte Heinrich es auf einen Ecktisch neben dem Fenster, wo der Graf, wegen des Duftes der nahestehenden eben blühenden Lilie, seit einiger Zeit besonders gern schrieb. Im Hinzutreten warf dieser einen Blick auf die Pflanze, und, zu seinem Schrecken, senkte sie welk, matt und kraftlos ihr zartes, schimmerloses Haupt. — „Mein Gott! hast Du denn zu begießen vergessen?" so rief er, sich schnell nach Heinrich umsehend; allein das fein gekrauste Moos auf der Oberfläche des Topfes war feucht und frisch, und Heinrich versicherte: daß die Blume schon seit einiger Zeit kränkele und, alles Begießens ungeachtet,

sich nicht wieder erholen wolle. — „Das ist seltsam!“ rief August gespannt und unruhig; „seit wann?“ — Heinrich beantwortete die Frage und gab gerade die Zeit an, seit welcher sein Herr das Haus der Baronin besucht hatte. — „Das ist sehr seltsam!“ wiederholte dieser noch einmal, im lebhaft bewegten Selbstgespräch vergessend, daß er nicht allein sey. „Diese sichtbaren Blüthen sollten mich an die unsichtbaren mahnen. — Es ist vorbei! ich gehe nicht wieder in das Haus der Baronin!“ — Er hielt Wort, und als er am folgenden Abend, jenen Zirkel meidend, von einem einsamen Spazierritt mit der scheidenden Sonne nach Hause zurückkehrte, röthete ihr letzter Strahl die nun wieder frisch und freudig vor ihm dastehende Lilie.

Sich selbst der Schwärmerei beschuldigend, kämpfte er mit seinem eigenen Herzen, um in diesem Ereigniß nur einen sonderbaren Zufall zu sehen. Allein der Eindruck der stummen Lehre blieb fest und unverlöschlich in seiner Seele, und ob ihn gleich zuweilen die Lust anwandelte, den Glanz und Beifall in den Sälen der Baronin wieder aufzusuchen, beharrte er doch fest bei dem ernstlich gefaßten Vorsatz, ihr Haus für immer zu meiden. — Sich selbst sagend: daß das Leben üppiger Genüsse, welches dort geführt werde, überhaupt einem Soldaten nicht gezieme, näherte er sich von nun an mehr einigen seiner jungen Waffengefährten, deren Sinn und Wesen am meisten mit dem seinigen stimmte: denn die rohe Ausgelassenheit der Mehrzahl widerstand ihm durchaus. Zwei von diesen seinen werdenden Freunden trieben bei einem wackeren invaliden Ingenieur sehr eifrig Mathematik, und er ließ sich leicht bereden, Theil an diesem Unterricht zu nehmen. Wetteifer unter den jungen Leuten erhöhte noch für sie den Reiz des geisthellenden Studiums, und sehr bald fühlte sich der Graf in der wieder aufgesuchten stillen

Thätigkeit viel wohler, als in dem fortwährenden Wirbel der früheren Zerstreuungen. Er fand auch hier eine Verschiedenheit von der ihm gewohnten Art, im elterlichen Hause zu seyn, nach welcher er sich noch immer sehnte, und blieb doch im Ganzen seiner vormaligen einfachen und regelmäßigen Lebensweise getreu. — Mit dem kommenden Frühling ward ein junger Offizier in die Residenz versetzt, dessen Regiment bis dahin an einem entfernten Grenzorte gestanden hatte. Die nahe Ankunft desselben war dem Grafen erfreulich; denn Jener, dessen Vater, wie er, Soldat gewesen war, hatte durch das wandernde Leben der Eltern seine Knabenzeit an August's Geburtsort zugebracht, und ob er gleich um mehrere Jahre älter war als dieser, so wurden sie doch bald fast unzertrennliche Gefährten. Noch vollkommen lebhaft stand das Bild des kecken kräftigen Knaben vor der Seele des jüngeren Freundes; allein wie angenehm ward er bei dem Wiedersehen seines ehemaligen Spielkameraden überrascht, der, nun zum stolzen ritterlichen Manne ausgebildet, ihn begrüßte. Ein Orden des Verdienstes schmückte seine Brust, und das Bewußtseyn: er gebühre ihm, gab seiner Art zu seyn etwas so Sicheres und Eindrucksvolles, daß ein unwillkürliches Hinaufblicken zu ihm bei den meisten seiner ehemaligen Waffengefährten die Folge davon gewesen war. — Jetzt zum Hauptmann im Regiment der Fürstin ernannt, ward er sehr bald auch in der Residenz das allgemeine Vorbild der soldatischen Jugend. Ja, ein gewisser Uebermuth, eine oft Streitsucht scheinende Schärfe bei dem geringsten, ihn unangenehm berührenden Wort diente nur dazu, den um sein Haupt gezogenen Lichtschimmer noch zu erhöhen; wenigstens fiel es Keinem seiner gern übertreibenden Verehrer ein, ihn nur im Mindesten dadurch beschattet zu finden. Graf August, dessen Takt für das Maaß eines richtigen Selbstgefühls wohl etwas feiner

seyn mochte, als der seiner Waffenbrüder, hätte vielleicht noch am ersten den Flecken im Lichten erkannt; allein bei ihm kam nun die frühere Vorliebe geschäftig der neu erwachten Bewunderung zu Hülfe, um sein Auge zu blenden. So sah denn auch er in seinem ritterlichen Freunde den ersten aller ihm bekannten Söhne des Mars, und suchte den Umgang des ihm Wiedergeschenkten jetzt so angelegentlich und fast einzig, daß er ziemlich oft seine früheren Bekannten darüber vernachlässigte, welches zu kleinen Bitterkeiten und Empfindlichkeiten Veranlassung gab.

„Hört, junger Freund!" — so begann eines Abends der vielgeehrte Hauptmann, welcher es liebte, im Ton der alten Ritterzeit mit dem Grafen zu sprechen — „warum laßt Ihr Euch denn solch ein spitzig Wort gefallen, wie vorhin der unbärtige Lieutenant S. gegen Euch hinwarf? Wenn Ihr Euch auch nicht darum schlagen müßt, ei nun! so könnt Ihr Euch doch darum schlagen. Im Ernst! sollt' ich irgend etwas an Euch tadeln, so wäre es dies: daß Ihr noch nicht genug versteht, Euch selbst zu behaupten, was doch bei einem wackern Soldaten fürwahr nicht das Letzte seyn soll." — Bescheiden erwiederte August: daß ein Menschenleben doch zu wichtig sey, um so ohne Noth auf's Spiel gesetzt zu werden; daß er, nicht fechtend wie sein Freund, bei dem Führen des Degens auch weniger auf den eigenen leitenden Willen rechnen könne, und also nicht wagen dürfe, was Jenem zu wagen wohl anstehe. — Allein der Hauptmann versicherte eifrig: anlaufen müsse der Uebermuth der kecken Knaben-Schaar doch einmal, es sey also völlig gleich, ob bei ihm oder bei einem Andern; und lebhaft und beredt, wie er war, gelang es ihm wirklich, im längeren Gespräch manche von August's Ansichten in dieser Sache zu ändern. Ja, er brachte ihn sogar bis zu der Versicherung:

3*

„Daß ich mich auch wohl zu behaupten verstehe, wenn ich es nur ernstlicher will, werde ich bei der ersten, sich darbietenden Gelegenheit beweisen." — Diese Gelegenheit fand sich nun schneller, als er es erwarten konnte. — Am folgenden Morgen, da er die mathematischen Stunden besuchte, empfing ihn der Cornet Hr. v. F., ein Theilnehmer an denselben, mit der — vielleicht etwas mehr als sich ziemte — angelegentlichen Erkundigung: warum er denn gestern bei dem Unterricht gefehlt habe? — „Sie waren wohl mit dem Hauptmann?" setzte er sogleich in etwas neckendem Tone hinzu. „Fürwahr! dessen Schatten sind Sie ja jetzt so sehr, daß man wohl erwarten kann, er werde Sie auch noch bei den Lehrstunden von uns entfernen." — August's eben etwas unmuthige Stimmung unterstützte in diesem Augenblick den gestrigen Rath seines Freundes gar sehr, und so erwiederte er keck und heftig: er sey über das, was sein Thun und Unterlassen betreffe, durchaus keiner unbescheidenen Frage Rechenschaft schuldig; ob aber Hr. v. F. es mit einem Schatten zu thun habe, das könne er, wenn er Lust dazu fühle, sogleich am folgenden Morgen erproben. Ein bedeutender Blick auf seinen Degen verstärkte noch den Nachdruck der nachdrücklichen Rede, und mit den nun ebenfalls in gereiztem Ton gesprochenen Worten: „Ich bin begierig darauf; also um neun Uhr, wenn Sie wollen!" nahm Jener die Ausforderung an. — „Nun weiß ich doch wahrlich nicht, ob auf Degen oder auf Pistolen!" so rief, über sich selbst lächelnd, August beim Nachhausekommen. „Ich muß wohl beides mitnehmen. — Heinrich, untersuch' einmal, ob meine Pistolen in Ordnung sind!" — „Um Gotteswillen, Herr Graf", fragte bestürzt der alte Diener, „Sie werden sich doch wohl nicht schlagen wollen?" — „Doch!" erwiederte August lächelnd; „was erschrickst Du so? Daß ein paar wild aufbrausende Burschen ihr Müthchen an

einander kühlen wollen — ich bitte Dich, nimm das nicht höher, als ich es thue!" — „Aber wie denn? warum denn?" so fragte Heinrich noch einmal ernstlich und dringend; und August erzählte ihm mit kurzen Worten den Vorfall. Traurigen Herzens hörte Jener der Erzählung zu und noch trauriger sah er am folgenden Morgen zur bestimmten Stunde seinen Herrn wegreiten. — Der Hauptmann war Sekundant des jungen Grafen. — Nicht ganz nach dem Wunsche dieses Letzteren ward bestimmt, daß die Sache durch Kugeln ausgemacht werden solle. Die Entfernung war abgemessen, und mit gespanntem Pistol, mit gespannter Erwartung standen beide Streiter einander gegenüber. Hr. v. F. hatte den ersten Schuß; hart streifte seine Kugel an August vorüber: drei Zoll seitwärts, und sie hätte ihm das Herz getroffen. — Jetzt schoß auch der Graf — dem nun, im Augenblick der Entscheidung, doch eine Furcht das Herz beklemmte, die nämlich: ein unglücklicher Schuß von ihm möge das Lebenslicht seines Gegners auf immer verlöschen — rasch wagend sein Pistol ab. Allein mitleidig schien das Schicksal die Ruhe des einen, die frische Blüthe des andern Daseyns schonen zu wollen; sein Schuß streifte leicht verwundend des Cornets rechten Arm, und durch ein rasches Halt! der geschäftigen Sekundanten endete das gefährliche Spiel für diesmal ohne traurige Folgen.

Des glücklichen Ausganges froh und ein zweites Ereigniß der Art nun schon weit sorgloser ansehend, ritt August heiteren Sinnes nach Hause mit seinem Begleiter, welcher durch reichlich gespendetes Lob sein Möglichstes that, den jungen Gefährten auf der seinen Ansichten nach rühmlichen Bahn festzuhalten, die er so eben betreten hatte. Schon auf halbem Wege trafen sie den von Unruhe um seinen Herrn hinaus getriebenen Heinrich, in dessen sonst etwas mattem blauen Auge ein so reiner

Strahl von Freude glänzte, als er ihn nun wohlbehalten daher kommen sah, daß August dadurch innig gerührt ward. Gern hätte er, zum Lohn der treuen Sorge, ihm nun auch alle kleinen Umstände des Duells ausführlich kund werden lassen, allein dazu verstattete die Gegenwart des Hauptmanns keine Freiheit, und so ritt er denn jetzt mit einem herzlichen: „Hab' Dank, mein Heinrich; wenn's Abend wird, sprechen wir uns!" an ihm vorüber. — Den freundlichen Vorschlag des Hauptmanns annehmend, daß durch eine Flasche alten Rheinweins der glückliche Ausgang des ersten Abenteuers gefeiert werden solle, begleitete August diesen in seine Wohnung; am Nachmittag forderten Dienstgeschäfte seine Gegenwart, und so kam er erst ziemlich spät in der Abenddämmerung nach Hause. Gleich bei dem Eintreten in's Zimmer ward er am Fenster den alten Heinrich gewahr, der mit einem, wie es schien, etwas stumpfen Werkzeug langsam aber eifrig bei dem seiner Aufsicht anvertrauten Goldbaum beschäftigt war. Verwundert trat Jener zu ihm heran und fragte fast unwillig: was er mit dem schönen, so frisch und herrlich grünenden Baum eben beginne? — „Ich will ihn beschneiden", erwiederte Jener trocken, nach seiner gewöhnlichen Weise; „der Goldbaum muß kurz gehalten werden, sonst treibt er unnütze Auswüchse wie dieser, und die echte Stärke geht ihm verloren." — Betroffen blickte der Graf auf das Gewächs; es war, ganz so, wie der alte Diener es sagte, in üppigem Auswuchs entartet, und doch erinnerte er sich ganz deutlich, es noch vor einigen Tagen in frischer, gedrängter Fülle vor sich gesehen zu haben. Die Veränderung war sehr schnell, sie war wunderbar schnell geschehen! — eine plötzliche Erinnerung an das Sinnbild der festen, wohl angewandten Kraft, welches der Goldbaum für ihn hatte seyn sollen, fiel ihm beklemmend auf's Herz, und sein jetzt unbestechbar

erwachendes Gefühl ließ ihn nur zu deutlich den stummberedten Wink des räthselhaften Mahners verstehen. — Nun fiel ihm auch das seltsame Dahinwelken jener Lilie wieder ein, in welchem er damals nur eine Warnung des Zufalls, keine aus einer höheren Welt hatte sehen wollen. So war denn dies schon die zweite dieser geheimnißvollen Pflanzen, die als ernst mahnendes Abbild seines Innern vor seinen Blick trat. Ihm ward seltsam bewegt zu Muthe; leise Schauer aus der Geisterwelt durchbebten seine Brust. Er hieß den Diener sich entfernen und trat hinaus in's Freie, auf den nur von funkelnden Sternen erhellten Balkon. — Bei diesem Anblick ward es ruhiger in seiner Seele. „Und wie?" — sprach er zu sich selbst — „wenn es nun ein leiser, lautloser Ruf jener Unvergeßlichen dort oben gewesen wäre: warum dann vor ihm erschrecken? warum nicht gern zum zweiten Male der auf Erden so lange leitenden Hand folgen, die sich jetzt von Neuem mitleidig zu dir wendet? O habe Dank, verklärte Heilige im Himmel! wenn du des armen, so leicht Verirrten dich schützend annimmst! Ich will deine Warnung ehren, und dein schönster Lohn möge seyn: daß ich ihrer nur selten bedürfe!" — Und er bedurfte ihrer nicht mehr: denn so feierlich ernst blickten seit der Stunde jene Gewächse ihn an, daß diese Mahnung allein für ihn genügend war. Die Lilie welkte nicht wieder; der Goldbaum stand in stiller, gesammelter Stärke da, und nur einmal begann auch die zarte Frühlingsrose des liebenden Vertrauens zu erkranken, die allein durch den festen Willen zu bewahren vielleicht schwerer als alles Uebrige gewesen seyn würde. Doch hier kam das Schicksal der stillen Warnerin zu Hülfe; eine sanfte, liebevolle Seele nahte dem verwundeten, sich kalt in sich zurückziehenden Herzen des Grafen, und im stärkenden Hauch reiner Treue genas sein Gemüth, genas auch das liebliche Bild jener schönen,

so oft auf Erden durch fremde Schuld für uns dahinwelkenden Blüthe!

Und ob denn nichts Lichtgebendes, nichts Aufklärendes der Erzählung hinzugefügt werde? so scheint mir's, höre ich fast unzufrieden fragen. O ihr strengen, unbekannten Tadler Alle! ihr vergönnt ja das Erscheinen finsterer, unholder Gestalten in unsern Dichtungen; warum wollt ihr nicht auch Raum gestatten für das Walten eines mild segnenden, befreundeten Wesens, das, wenn auch nur in leisen Winken, aus höherer Welt warnend und schützend zu uns spricht? — Ungern mischt die stillgeschäftige Hand Fäden, welche vielleicht störend auffallen, in das mit Dämmerung umhauchte Gewebe, an dem sie mit Lust und Liebe arbeitete: wenn gleich diese Fäden neben ihr bereit liegen. — Doch seyen sie nun leicht und schnell mit dem letzten Ende desselben verschlungen, daß, wer ihrer nicht begehrt, sie mit leichter Mühe vor seinen Augen verbergen möge. — Wie? wenn nun Heinrich, ein durch frühe, harte Schicksale von besserem Stande zum dienenden herabgedrängter Veteran des gräflichen Hauses, den Brief, welchen die ihm so werthe Herrin dem Sohne hinterließ, einst auf dem Pult dieses Letzten vergessen fand? wenn er dem Verlangen: ihn zu lesen, nicht widerstehen konnte, und, manche Gefahr für den sich selbst Ueberlassenen wohl voraus sehend, schnell erkannte, wozu er sich benutzen lasse? wenn er, dem es eigen war, am liebsten die seltsamen und ungewöhnlichen Wege zum Ziel zu wählen, nun mit Glück und zur passenden Stunde den entarteten Goldbaum an die Stelle des besser erhaltenen brachte? — wenn er wirklich, obgleich nicht sie vergessend, der Lilie das labende Naß entzog, und nur das, den Grafen täuschende Moos kurz vor dessen Rückkehr auf der Oberfläche angefeuchtet hatte, in der Absicht: ihn selbst auf das Welken der Blume aufmerksam

zu machen, wenn er es auch heute noch nicht bemerken würde? — wenn endlich auf ihn um so weniger irgend ein Verdacht des Grafen fiel, da er sich sonst nie die leiseste Einmischung in dessen Thun oder Unterlassen erlaubt hatte, und da auch weder ihm noch irgend Jemand etwas von der geheimen Bedeutung jener Gewächse anvertraut war; — dann wäre ja wohl meine Erzählung erklärt, und es bedürfte freilich nur noch des Schutzgeistes, der doch wohl hoffentlich Jedem, wenigstens ein Mal im Leben, in der Gestalt eines redlichen, gutmeinenden menschlichen Wesens entgegen kommt. C. S.

Das Räuberwesen in Ungarn.

Kein Land Europa's hat mit seinen socialen Zuständen so entschieden den reformirenden Einflüssen der neuen und neuesten Zeit getrotzt als Ungarn. Im starren Magyaren ist Alles noch wie zu Kaiser Ferdinand's oder — wie der Ungar diesen Zeitraum bezeichnen würde — zu König Johannes (Zápolya) Zeit, ob auch im Einzelnen ein wenig gemildert oder gerückt wurde.

Seit urdenklichen Zeiten hat es in Ungarn eine Klasse von Menschen gegeben, die sich vom Raube nähren. In den ewigen politischen Krämpfen und Kämpfen der Nation, bei rastlosen Bürgerkriegen, Adels-Fehden, Empörungen und Unterdrückungen, und einer beinahe zweihundertjährigen Unterjochung durch den Halbmond, bewirkten Heimathlosigkeit, Lust an gewaltsamen Abenteuern, Parteienhaß und der im Volkscharakter wurzelnde streitsüchtige Geist das Entstehen und Bestehen einer Lebensart auf eigne Faust, in der sich die Müßigkeit und Brutalität des Orientalen zu sehr gefiel, um sie, als nun friedlichere Zeiten kamen, gänzlich aufzugeben. Im Allgemeinen ist es mehr Langeweile und Thatentrieb als Habgier, was

den Magyaren zum Schelmen macht, und hier stellt sich der National-Charakter auffallend heraus. — Das Räuber-Unwesen in Italien beruht theilweise eben so auf historischen Gründen, und auch dort ist es der alte Insurgentengeist, der, in nichtswürdiger Weise ausgeartet, noch fortspukt: aber gar sehr verschieden äußert sich dieser Paroxismus bei den beiden Völkern. Der italienische Räuber ist, mit seltner Ausnahme, ganz Schuft, listig, keck; — er fällt mit Wuth und Eile an, strebt und freut sich, Blut zu vergießen, beraubt sein Opfer bis auf's Hemde, mißhandelt die Leiche des Erschlagenen noch, wirft sie nackt auf den Anger. Der ungarische Räuber, kühn, ernst, stolz und immer etwas großmüthig, nimmt das, was ihm eben in den Weg kommt; hält gelassen an, ersucht erst, ehe er Gewalt braucht, mordet nur im Nothfalle, befaßt sich nicht mit der Garderobe des Beraubten, begnügt sich meist mit Wenigem, oft mit einigem Kupfergelde und einer Handvoll Tabak. Nur höchst selten wendet man sich vergeblich an seinen Nationalstolz und an seine Großmuth. Ein schmeichelndes Wort wird bei ihm stets zur Gunst-Erangelung, die seinen Groll entwaffnet, oft selbst die Aussicht auf Beute ihm aus dem Sinn schlägt.

Die gutmüthigste Art dieser Menschen ist die aus dem Bauernstande, die sich so gelegentlich an der Straße, auf einsamen Fußsteigen, im hohen Korn oder im Gebüsche findet. Vielleicht ohne Plan, ohne Vorsatz, greifen sie zum Handwerk, eben weil ihnen jetzt die Lust dazu ankommt, sich die Gelegenheit bietet. Der Fremde erscheint dem Ungarn immer als vogelfrei, außer dem (seinem) Gesetz. Diesen ungesetzlich zu brandschatzen, dünkt ihm daher kein Verbrechen. Er macht auf ihn Jagd, wie auf eine ziehende Schnepfe, weidet sich an der Verlegenheit und Angst des „Schwaben", und hat es oft bloß

auf einen Spaß abgesehen, verschmäht aber nicht, was dabei für seinen Säckel abfällt. — Der ungeheure Ueberfluß an Natur-Erzeugnissen, bei dem so nachlässigen Geschäfts-Betrieb des Landmanns, lassen diesen nie zu Gelde kommen, und in mancher Dorfschaft möchten von allen Einwohnern zusammen fünf Thaler nicht aufzutreiben seyn.

Dieser Umstand bestimmt eben nicht den Mangel des Bauern, denn ihm wächst sein Brod, sein Wein, sein Tabak auf dem Felde und seine Sau im Stalle, aber bei all seiner Bedürfnißlosigkeit strebt er doch nach kleinen Nationalzierden; nach glatten Stiefeln und Sporen, blanken Knöpfen, einer hübsch beschlagenen Pfeife, und dem unentbehrlichsten Modestück, einem schmucken Kostek (Widderbock, ein gestickter Tabaksbeutel aus dem Hodensacke des Schafbockes). Kommt ihm nun ein „Schwab" zu Gesicht, an dem er eines dieser Güter bemerkt, das ihm mangelt, dünkt es ihm, daß er in seinem eigenen Lande das Recht habe, sich dieses zuzueignen, gleichviel ob der Andere ein Reisender oder ein im Lande angesiedelter Ausländer ist. Dem Magyaren heißt Jeder, der nicht aus seinem Blute entsprang, ein „Schwab"; den Deutschen aber haßt und verachtet er besonders: Nemet (Deutscher) ist ihm ein Fluchwort. Daß Buschklepper dieser Art einen Magyarember (Ungar-Mann) oder gar einen Nemesember (Edelmann) anhalten sollten, könnte nur in der Ausnahme gelten.

Die Bekanntschaft dieser Leute zu machen hatte ich mehrfache Gelegenheit; nur einmal wurde mir dies nachtheilig. Gewöhnlich, wenn so einige Kerls herantraten, geschah es mit einem gewissen Anstande. Sie fragten nach der Tageszeit, dem Ziele der Reise, erbaten sich zwei oder mehrere Gulden, etwas Rauchtabak, oder begnügten sich bloß mit diesem und einiger Kupfermünze;

dankten dann höflichst und wünschten „glückliche Reise“. Freilich werden sie mit einem einsam wandernden Handwerksburschen, mit einem zu Markte ziehenden Juden nicht so glimpflich verfahren, und besonders dieser, wie überhaupt der Krämer und Händler, ist der Vogel, den sie rupfen. — Wer auf diese Weise beschädigt worden ist, beginnt etwas Nutzloses, wenn er die Genugthuung des Gerichtes anruft. Die Zerstreutheit der Ortschaften, das Einverständniß der Bauern, die vielen Schlupfwinkel, die weiten Einöden, ungebahnten Wälder vereiteln jede Nachspur. Auch beeilt sich in dergleichen Fällen das Gericht nicht allzu sehr. Rasche, durchdringende Polizei-Maaßregeln sind im platten Lande nicht zu Hause, ja man kann sagen: keine Polizei. Die sogenannten Ueberreiter, eine Art Maréchaussé, sind selbst Bauern, und die wenigen berittenen Haiducken einer Grafschaft (Comitatus) haben meist mit Angelegenheiten der Edelleute zu thun, sind dem Thäter entweder holder als den Beschädigten, oder sehen vorweg die Fruchtlosigkeit ihrer Bemühungen ein und bleiben so bei dem Vorgang gleichgültig. Von Zeit zu Zeit muß dann „ein Exempel statuirt“ werden; man ergreift die nächste auffallende Thatsache, macht einigen Rumor, läßt prügeln und verscheucht so vorübergehend den Vorwitz von den Straßen und Pfaden. Nichtsdestoweniger giebt es Grafschaften, besonders solche, die von Slaven bewohnt werden, wo man zu jeder Stunde mit dem Gold auf der Hand seines Weges ziehen kann, ohne das Geringste befürchten zu müssen. Nur in gewissen Gegenden haust Gewissenlosigkeit in diesem Punkte.

Ein ewiger Aufenthalt der gefährlichsten Art von Strauchdieben ist der Bakonyer-Wald, die Ketschkemeter Haide und ähnliche dichte Wälder und wüste Plänen, entfernt von den Wohnsitzen, von den Augen, und dem Arm des Gerichts unermessen. Hier siedeln im Eichenwalde

der Kanás (Sauhirt), auf der Pläne der Gujás (Ochsenhirt) mit ihren Heerden. Aufgewachsen in der Wüste, zum einzigen Umgang sein Roß, seinen Wolfhund und die Unzahl des ihm anvertrauten Viehes, sind diese Menschen nicht mehr als Wilde und Jedem feindlich, der ein Andrer ist, als sie's zu seyn vermögen. Schlau, tückisch, mordlustig und habgierig werden sie durch die ihnen eigenthümliche Geschicklichkeit, den Csákan (ein kleines Beil an einen Stock) auf große Entfernung mit Sicherheit an's Ziel zu schleudern, dem Reisenden und Wanderer lebensgefährlich, und nur mit Schreck gewahren diese den furchtbaren Sauhirten aus dem Dickicht der Eichen treten.

Den fortwährenden Unthaten dieser Menschen zu wehren, hat man ein Cavallerie-Piket mitten in den Wald gelegt, welches die Straße zu patrouilliren und die Posten zu eskortiren zum Zweck hat. In der Hauptsache aber ist dadurch wenig gewonnen worden. Im Walde geschieht es wohl, daß mehrere Sauhirten gemeinschaftliche Sache machen und einen Reisewagen anfallen, auf der Ebene kommt dies wegen der größeren Entfernung der Heerden von einander unter den Gujás nur höchst selten vor. Aber dieser wie jener bleibt stets ein verdächtiger Geselle, der meist mit den eigentlichen Rittern vom Stegreif im Einverständniß lebt. Denn wer irgend Lust hat, sich auf's Räuberhandwerk im Großen zu legen, der findet an ihnen Hehler und Helfer; im Walde Schlupfwinkel und Waffen, auf der Ebene ein Pferd für seinen Sattel und einen Ochsen für seinen Topf; gelegentlich dann auf der Straße ein Faß Wein oder eine Ladung Tabak. Was der Hirt dem Stegreif-Ritter zusteckt oder abläßt, beklagt er vor seinem Herrn als ihm Gestohlenes; versteht sich dieser aber auf's Prügeln, so setzt der Gujás sich auf sein Pferd und stiehlt nun dem Nächsten, was er eben braucht, seine

Heerde zu ergänzen. Der Nächste hilft sich in ähnlicher Weise, und so gleicht sich der Verlust wohl einmal durch die Nachlässigkeit eines Grundherrn aus.

Der Stegreif-Ritter nun repräsentirt den eigentlichen Räuber, den Chevalier de la bonne Fortune. Ich weiß keinen National-Ausdruck für diese Gattung; denn Siván (Räuber, Spitzbube, Dieb) bezeichnet nicht das Wesen dieser seltsamen Leute, welche sich „ehrliche" nennen. Diese ehrlichen Leute hausen nun zusammen zu mehreren, gewöhnlich nicht viel über ein Dutzend, unter einem Oberen, der ihnen als Capitán (Hauptmann) vorsteht. Eine Heimath wird ihnen schwer nachzuweisen seyn, denn sie sind überall zu Hause wo sie hinkommen. Sie halten sich bald im Walde, bald im hohen Korn auf; übernachten heute auf einem Meyerhofe, morgen in einem einzeln liegenden Wirthshause. Sie sind gut bewaffnet, gut beritten, verüben nur selten eigentlichen Greuel; halten sich an das Gut der Juden und fremden Kaufleute, an die in Weinbergen liegenden Keller, an das offne unbewachte Maisfeld oder den Kürbis auf dem meilenbreiten Acker. Solch eine Gesellschaft besteht vielleicht aus einem von Haus und Hof gejagten Arendàtor (Pächter), einem verfolgten Privat-Kassenbeamten, einem durch Schulden und Lüderlichkeit ausgestoßenen Edelmann, einem degradirten Wachtmeister, desertirten Husaren und dergleichen Personalitäten, die sich der Strenge des Gesetzes entzogen haben, nun auf eigne Faust, und auf Kosten anderer Leute leben, und noch weniger gefährdet sind von Nachstellung als der Sperling im Obstbaum. Denn in der Gegend, wo sie eben hausen, sucht Jeder gute Miene zum bösen Spiel zu machen und sich, wenn er klug ist, diese Flibustier zu Freunden zu erhalten, von denen er dann in jedem Falle Schutz zu erwarten hat. Ist er unklug, will sie vielleicht gar denunciren, so sitzt ihm in der nächsten Nacht

der rothe Hahn auf dem Dache oder sein Kornfeld brennt auf eine Meile hin zu Asche, oder sein Vieh fällt. Zu einem klugen Grundherrn aber kommt wohl Abends einmal ein Mann in einem Schafpelz, den großen Hut in die Stirn gedrückt, mitunter auch das Gesicht mit Ruß geschwärzt, immer aber tüchtig bewaffnet, geritten und meldet einen Gruß von dem Herrn Capitain (a Kapitánur) N. N., der sich die Erlaubniß nehmen würde, mit sechs oder zehn „ehrlichen Leuten" heute oder morgen Abends auf der Buzta (ein einzelner Wirthshof) vorzusprechen, zum Mittagbrod, Nachtessen oder zur gänzlichen Uebernachtung. Der Grundherr läßt wieder höflichst grüßen: die „Herren" würden ihm willkommen seyn. Da hat er denn bald die edle Schaar im Hause, die meist in größter Ruhe die Bewirthung empfängt, mit Ernst speist, ihre Feldflaschen (Csutura) mit dargebotenem Wein und ihre Tabaksbeutel mit dem überall überflüssigen Kraute füllt, höflichst dankt und wieder abzieht. Wer also diesen Leuten sein Haus nicht verschließt, kann ihrer Dankbarkeit gewiß seyn, es müßte denn aus ihrer Mitte wieder ein unruhiger Kopf auftreten, dem das eintönige Stegreifleben nicht behagt, und der Abenteuer will und Thatsachen.

Bei solchen Gelegenheiten entsteht nun die vierte Art von Wegelagerern und wohl die gefährlichste. Gewöhnlich ist's dann ein den finstern Mächten verfallener Jüngling aus besserem Hause, der sich zu den Rittern vom Stegreif flüchtet, mehrere dieser Gesellschaften unter eine Huth bringt; seine Schaar durch Gesindel aller Art vermehrt, mit Wald und Ebene einen Pakt schließt und nun keck darauf los plündert, wie und wo es ihm gelüstet. Vor etwa zwanzig Jahren war es der Sohn eines höhern Beamten im Lande, wegen seines geschwärzten Gesichts der „Schwarze"

(Fekete), gemeinhin Fekete Gyuri (der schwarze Georg) genannt. Er hatte drei Tage vorher, als ich einst den Bakonyer Wald passirte, darin seinen eigenen Vater, wider seinen Willen, angefallen, war aber sogleich entflohen, als aus dem geöffneten Kutschenschlag das wohlbekannte Gesicht ihm entgegenstarrte. Schwermüthig hatte er endlich, nachdem er lange Zeit Schrecken verbreitete, seine Bande entlassen und sich selbst ausgeliefert. Sein Nachfolger im großen Geschäft wurde Schobry, wahrscheinlich auch ein ehemaliges Glied der bessern Gesellschaft, wofür seine Gewandtheit und der Zweck seiner Handlungsweise spricht.

Sehr verschieden von diesen vier Räuber-Kasten ist jene im tiefen Siebenbürgen und an der dalmatischen Grenze hausende, aus welcher der bekannte Trenk einst sein Panduren-Freikorps rekrutirte. Diese, meist Wlachen, Leute von riesenhaftem Wuchs, brennender Rauflust und ausnehmender Verwegenheit, sind eine bei weitem noch lästigere Landplage und besonders gefährlich durch ihre Energie; indeß hat man sie jetzt ziemlich ausgerottet durch rastlose Verfolgung in ihren Gebirgs-Schlupfwinkeln, welches gefährliche Geschäft meist einer Jäger-Abtheilung der Armee überlassen wird. So schwierig aber die Ausrottung dieser Klephten auch seyn mag, so ist sie doch leichter als die der Stegreif-Ritter, die durch ihre vagabunde Lebensart und den Schutz, den sie allenthalben von den Bewohnern des platten Landes genießen, nirgends zu fassen sind und gleich dem Gespenst im Hamlet, wenn man hier auf sie eben losschlagen will, im Nebel verschwinden, um alsbald an einer andern Stelle wieder aufzutauchen.

Bei diesen Verzweigungen des Stegreifs wird es erklärlich, wie sich diese Art Leute den militairischen Ver-

folgungen oft lebenslang zu entziehen wissen und größere Banden mitten im Lande einen Partisanenkrieg mit einer Armee von 40,000 Mann, zwischen deren Standquartieren sie sich herumtreiben, führen können. Nimmt man noch dazu die nationale Eifersucht, die jedes militairische Einschreiten mit scheelem Auge betrachtet, die Sympathie im Volke, die es unter fünf Fällen gewiß drei Mal lieber mit dem eingebornen Räuber als mit dem fremden Soldaten hält; dann die Eigenthümlichkeit des Terrains, wo undurchdringliche Wälder, unabsehbare Steppen und Moore militairischen Evolutionen eben so ungünstig als für das Vagabundiren einer mit allen Schlichen vertrauten Schaar günstig sind; so begreift man wohl, wie ein kühner Waghals, der den Reichen nimmt und den Armen giebt, die Rolle eines Schobry zu spielen vermag, wenn er nur richtig auf die Zustände und Sympathieen des Landes zu spekuliren versteht.

Ganz irrig ist aber die Meinung, die man gewöhnlich vom Zigeuner und jenen guten Leuten hegt, die sich im Auslande als Topfbinder und Pfannenflicker umhertreiben. Diese sind Slowaken und das ehrlichste Blut im Lande. In diesen beiden Volksarten ist zu wenig Muth zum offenbaren Raube. Sie sind scheu, ja feige und bringen es höchstens zum „mausen." Der Slowake steckt wohl zuweilen im Vorbeigehen etwas vom Metall ein, oder der Zigeuner verhandelt einem Bauern einen Löffel von Blei für einen silbernen — stiehlt auch mitunter einen Truthahn oder eine Kuh, doch einen Menschen anzufallen, dazu triebe Beide, wie den Wolf, nur der grimmigste Hunger. Schon der Umstand, daß Slowake wie Zigeuner einen Grad von Intelligenz besitzen und Handwerke treiben, bewahrt sie vor den Ausschweifungen des Müßiggangs.

F. B.

Die deutsche Flotte.

Von Heinrich Smidt.

I.

Marine oder nicht?

Diese Frage ist wohl für Deutschland entschieden, und wenn die politischen Verhältnisse sich erst vollständig ausgeglichen haben, wird man dieser Angelegenheit gewiß eine noch größere Sorgfalt zuwenden als bisher. Wir haben, trotz unsrer ausgezeichneten Armeen, in dem letzten Dänenkriege nur zu sehr unsern Nachtheil begriffen und einsehen gelernt, wohin der Mangel einer bewaffneten Marine führt.

Diesem Mangel hat man abzuhelfen gesucht. Daß dies nicht so schleunigst geschehen konnte, um die vielfach gebrachten Opfer noch für den diesjährigen Feldzug fruchttragend zu machen, liegt in der Schwierigkeit der Umstände.

Aber das bisher Geschehene wird nicht, wie Mancher befürchtet, verloren gehen. Dazu sind die bereits getroffenen Anordnungen zu bedeutend. Sie haben zuviel Opfer und Anstrengungen gekostet, als daß man daran denken dürfte, das bisher mühsam Errungene nicht vervollkommnen und vermehren zu wollen. Stehen bleiben, wo wir jetzt stehen, hieße, das bereits Gewonnene wieder verlieren.

Aber es ist mit dem Eifer der verwaltenden und organisirenden Behörden allein nicht gethan. Zu dem rechten Gedeihen der Marine ist noch etwas Anderes nöthig, und das ist der unbedingte Glaube Aller an die Nothwendigkeit derselben. Um dies zu erreichen, muß die Presse es sich als eine ihrer heiligsten Pflichten angelegen seyn lassen, dahin zu wirken, daß jedes Vorurtheil, welches Kurzsichtigkeit und Unverstand (anderer schlimmerer Motive nicht zu gedenken) zu verbreiten streben, zerstreut werde, und der Glaube an die Unentbehrlichkeit der Marine fest im Volke zu wurzeln beginne. Dazu nach Kräften beizutragen, war stets mein redliches Streben und wird es ferner seyn.

Die Engländer, die Dänen, die Holländer sind leicht von der Unentbehrlichkeit ihrer Marinen zu überzeugen gewesen, denn

sie sehen das Meer überall, sie fühlen seine Herrschgewalt. Klein ist in diesen Ländern die Zahl Derer, die des unmittelbaren Eindrucks entbehren. In Deutschland ist der Fall umgekehrt, und darum giebt es in dieser Beziehung so manchen Prediger in der Wüste. Aber man muß sich durch anscheinende Schwierigkeiten nicht abschrecken lassen.

Betrachten wir zunächst etwas näher, vor welchem Seegespenst wir denn eigentlich gezittert haben.

Die dänische Kriegs-Marine bestand zu Anfang dieses Jahres, den amtlichen Mittheilungen zufolge, aus:

6	Linienschiffen	zu 84	Kanonen
1	Linienschiff	zu 66	=
2	Fregatten	zu 48	=
4	Fregatten	zu 46	=
2	Fregatten	zu 40	=
1	Corvette	zu 26	=
4	Corvetten	zu 20	=
2	Briggs	zu 16	=
2	Briggs	zu 12	=
1	Schooner	zu 8	=
2	Schooner	zu 6	=
1	Kutter	zu 6	=
1	Kutter	zu 4	=
2	Kutter	zu 2	=

Das sind 31 Kriegsschiffe mit 1126 Kanonen, wozu nun noch 4 Dampfschiffe und eine ziemlich bedeutende Ruderflotille kommen.

Die etatsmäßige Besetzung der Linienschiffe, Fregatten, Corvetten und Briggs hat im Ganzen eine Stärke von 4200 Mann im Frieden und 5200 Mann für den Krieg, wozu dann noch für den einen oder den andern Fall respektive 600 oder 1200 Seesoldaten kommen. Das dänische Budget hat als jährliche Ausgabe für die Marine eine Million Reichsbankthaler (750,000 Thlr. Preuß. Cour.) ausgeworfen.

Die oben benannten Schiffe waren indessen während des Dänenkrieges bei weitem nicht alle ausgerüstet. So ging z. B. nur ein Linienschiff „Christian VIII" nach der deutschen Küste

ab, und als dieser vor Eckernförde den dunklen Schicksalsmächten verfiel, brachte man mit großen Anstrengungen und Mühen ein zweites, den „Skiold“, in See. Von den Fregatten ist thatsächlich nur die eroberte „Gefion“ ein schönes, durch und durch gesundes, nicht genug zu würdigendes Schiff. Andere, die zur Blokade verwendet wurden, wie z. B. die „Rota“ oder die „Bellona“, sind alte Schiffe, die im langen Dienste morsch geworden sind, was deutsche Kanoniere bald bewiesen haben würden, wenn sich jene Fahrzeuge zum Kampf gestellt hätten.

Aber die Dänen ließen uns gar nicht zu dieser Beweisführung gelangen. Sie leiteten nicht einmal eine völkerrechtliche Blokade ein (wozu es an der gehörigen Anzahl Schiffe mangelte), sondern begnügten sich, von einem Hafen zum andern zu segeln, wiesen auf offner See die fremden Kauffahrer entweder zurück, oder brachten sie wohl gar auf und schickten sie als gute Prisen nach Kopenhagen. Ein Verfahren, welches mit einem ganz andern Namen zu belegen ist. Aber die Dänen lieben die Geschichte ihres Vaterlandes und führen sich dieselbe gern theoretisch und praktisch in lebenden Bildern vor Augen.

Und vor dieser winzigen Macht haben wir uns beugen müssen. Warum? Weil wir eine völlig unbeschützte Küste hatten. Sie ist weit ausgedehnt, diese deutsche Küste, mit zahlreichen Häfen versehen; aber Küste und Häfen waren dem Feinde wie dem Freunde erlaubt, und jedes bewaffnete Schiff legte sich, ohne weiter zu fragen, mit der größten Seelenruhe an unsere Bollwerke.

Die Sünden der Väter werden heimgesucht an den Kindern, heißt es in der Schrift. Nun, wir haben redlich büßen müssen, was die voraufgegangene Generation verschuldet. Jetzt wollen wir es wieder gut machen. Dazu helfe uns Gott!

II.

Von den vorher angeführten Predigern in der Wüste bin ich Einer der Eifrigsten gewesen. Wo es nur irgend möglich war, habe ich seit Jahren dies Thema abgehandelt. Immer von Neuem habe ich ermahnt und gewarnt. Dafür zeugen meine Schriften, welche zu Jedermanns Einsicht vorliegen.

Dasselbe ist von andern Seiten her kräftig, mit Muth und Ausdauer geschehen. Aber lange verhallte das mahnende Wort ungehört oder doch unbeachtet.

Endlich hat es gefruchtet. Die Zeit-Ereignisse haben den gordischen Knoten des Zopfthums mit dem Alexanderschwert des neu geborenen Lichtes durchhauen. Man hat Hand an's Werk gelegt, und ich darf sagen, man hat es mit redlichem Fleiße gethan.

Nun aber giebt es wiederum Viele, denen das Ding, wie es jetzt betrieben wird, nicht recht ist. Gerade Solchen, die von einer Flotte überall nichts wissen wollten und höhnisch auflachten, wenn man davon zu reden begann, sind plötzlich die Augen aufgegangen, und was sie früher weit von sich warfen, das soll jetzt mit Blitzesschnelle in's Leben gerufen werden. Alles geht ihnen zu langsam. „Deutschland wird eine Flotte haben!" Kaum war dies Wort gesprochen, so hielten sie sich überzeugt, unsere Kanonenschiffe würden den Dänen in Grund und Boden schießen, sobald er sich auf der See blicken lasse. Als das nun nicht geschah, erhoben sie ein großes Geschrei und klagten die mit der Begründung dieses schwierigen Werkes beauftragten Männer der Saumseligkeit, der Unwissenheit, ja wohl gar der Böswilligkeit an. Gegen eine solche durchaus unbegründete Anklage aber fühle ich mich berufen, die Männer, welche mit der Ausführung beauftragt waren und sind, in Schutz zu nehmen. Die Forderungen, welche man an sie stellte, waren zum Theil lächerlich. Wie ein geschickter Taschenspieler in fünf Minuten aus der hölzernen Tischplatte blühende Rosen wachsen läßt, so sollte über Nacht eine deutsche Marine aus dem Schooße der Wellen emporsteigen. Aber die Götter des Meeres helfen nur Denen, die mit kindlichem Herzen zu ihnen kommen. In unsrer aufgeklärten Zeit, wo Glauben, Vertrauen und Pietät längst veraltete Begriffe sind, verachtet man die Götter und diese machen es eben so. Wir sind also auf unsere äußerst prosaischen physischen Kräfte und Mittel angewiesen. Im Leben aber will jedes Ding seine Zeit haben. Das Samenkorn, welches zum Frühjahr in die Erde gesenkt wird, bringt nicht gleich Früchte. Erst im Herbste kann man erndten. Die

Marine braucht Alles und hat nichts. Jedes — das Größte wie das Kleinste — muß für sie erst geschaffen werden: der Werft, der Stapel, worauf das Schiff stehen, der Dock, worin es liegen soll.

Damit soll aber nicht gesagt seyn, daß bisher noch nichts geschehen ist. Alle ungünstigen Verhältnisse erwogen, politische sowohl als ökonomische, welche dem jungen Unternehmen entgegenstanden, ist sogar viel, sehr viel geleistet worden.

Neue Schiffe konnten wir nicht gleich bauen, dazu fehlte es an Bauplätzen und Material. Und wäre Beides vorhanden gewesen, so ist zu erwägen, daß der Bau eines neuen Schiffes zwei Jahre dauert. Wollten wir also das zur Verfügung gestellte Geld wirklich nutzbar machen, so blieb nichts übrig, als zu kaufen, was am Markte eben zu haben war. Das geschah, und so ward es möglich, daß wir jetzt bereits über eine Flotille gebieten, welche gar nicht so verächtlich ist, wie Mancher denkt, und hätten es die Umstände gestattet, daß man sie auf einer Stelle hätte zusammen bringen können, sie würde den Dänen mehr zu schaffen gemacht haben, als ihnen lieb gewesen wäre.

Es sind aber vorhanden:

A. An Dampfern.

1) Die Fregatte „Hansa", von 800 Pferdekraft und mit 10 schweren Bomben-Kanonen bewaffnet. (Ursprünglich „Unitet States" geheißen und in Amerika angekauft.)
2) Die Fregatte „Barbarossa" von 500 Pferdekraft.
3) Die Fregatte „Erzherzog Johann" von 500 Pferdekraft. (Ursprünglich hießen diese Schiffe „Acadia" und „Britannia" und sind in England angekauft. Letzteres Schiff ist leider bei der Ueberfahrt von England sehr schlimm beschädigt.)
4) Die Corvette Hamburg.
5) Die Corvette Lübeck.
6) Die Corvette Bremen.
(Diese Schiffe, von der Hamburger Marine-Commission beschafft, haben circa 150 bis 180 Pferdekraft. Der „Bremen" erhielt einen neuen Kessel, der aber jetzt fertig ist.)

Diese sechs Dampfschiffe befinden sich auf der Elb- und Weser-Station unter den Befehlen des Seezeugmeisters und Capitains zur See, Brommy. *)

7) Der „Preußische Adler."
8) Die „Königin Elisabeth."
(Beides sind preußische Post-Dampfschiffe und bei Swinemünde stationirt, wo Commodore Schröder den Oberbefehl führt.)
9) Der „Bonin."
10) Der „Löwe."
11) Das Dampf-Kanonenboot und Schraubenschiff „Von der Tann."

Diese drei Schiffe gehören zum Kieler Geschwader, daselbst befebligt der Seezeugmeister und Capitain zur See, Donner.

B. An Segelschiffen.

1) Das Fregatt-Schiff „Deutschland" mit 32 Kanonen, von dem Hamburger Comité ausgerüstet und auf der Elbe stationirt.
2) Die preußische Corvette „Amazone" von 12 Kanonen; bei Swinemünde stationirt.
3) Der Schooner „Elbe" von 8 Kanonen. Dieser ward als dänisches Wachtschiff von Altona benutzt und natürlich bei der schleswig-holsteinischen Schilderhebung als gute Prise erklärt. Das Fahrzeug befindet sich auf der Station Kiel.

Dies sind 14 schlachtfertige Fahrzeuge, welche gut ausgerüstet und hinreichend bemannt waren, so wie deren Besatzung, so viel es die Kürze der Zeit irgend zuließ, bereits tüchtig eingeübt war.

Eigentlich wäre hier noch ein funfzehntes — das vierte Segelschiff — aufzuführen, nämlich die dänische Fregatte „Gefion", welche jetzt „Eckernförde" heißt und in dem Hafen jener Rhede ausgebessert wird. Sie trägt 50 Kanonen. Hoffentlich wird in den Friedensbedingungen nicht ein Artikel aufgenommen werden, welchem zufolge dieses auf so wunderbare

*) Kürzlichst zum Commodore ernannt.

Weise eroberte Schiff wieder herausgegeben werden muß. Lieber sterbe es den Wasser- oder Feuertod! — Hierzu kommt nun:

C. Die Ruderflotille.

Sie besteht aus einer bedeutenden Anzahl von Kanonenbooten, Schaluppen und Jollen. Genau vermag ich ihre Zahl nicht anzugeben, doch mag sie nahe an achtzig betragen, welche an der Nord- und Ostsee zum Schutze der Küste vertheilt liegen.

Das bloße Zahlenverhältniß lehrt, daß hier das Mögliche geschehen ist. Es ward aber auch vor längerer Zeit für deutsche Rechnung der Kiel zu drei neuen Dampf-Corvetten auf englischen Werften gelegt, welche im Bau so eifrig fortschritten, daß bereits zwei derselben vom Stapel gelassen wurden (eine derselben hat schon die Maschine am Bord), und man hoffen darf, sie alle drei noch in diesem Jahre an der deutschen Küste zu begrüßen.

Außerdem ist in den Häfen der preußischen Küste vieles zum Schiffbau geeignete Nutzholz aufgekauft worden, und nächstens werden wir auf eignen Werften den Kiel zu deutschen Kriegsschiffen legen sehen. Das erste dieser Fahrzeuge dürfte „Der preußische Urwähler" seyn. Daß hiermit zu gleicher Zeit die Anlage eines Kriegshafens, so wie der Aufbau von See-Arsenalen und Magazinen in Verbindung steht, begreift sich von selbst.

Dies ist eine kurze Mittheilung des faktisch Bestehenden. Und wenn in dieser kurzen Zeit — so politisch bewegt und jedem ruhigen Schaffen abhold — dies Alles geschehen konnte, liegt es da nicht auf der Hand, daß wir bei geordneten Zuständen das Doppelte und Dreifache leisten können und werden? Sehen wir also getrost der Zukunft unsrer Marine entgegen!

III.

Schiller sagt: „Zu allen Zeiten, wo die Kunst verfiel, ist sie durch den Künstler gefallen." Den Dichter parodirend, möchte ich sagen: „Zu allen Zeiten, wo eine Kriegs-Marine entstanden, ist sie aus der Handels-Marine hervorgegangen."

Man werfe einen Blick auf diejenigen Länder, welche die größten, Achtung gebietenden Flotten zur See haben und man

wird finden, daß ihre Handelsflotten zu denselben in genauen Verhältnissen stehen.

In allen maritimen Angelegenheiten pflegt England vorangestellt zu werden. Es ist der **Doyen** der Marine.

England hat im aktiven Dienst:

18 Linienschiffe	von	72	bis	120 Kanonen
18 Fregatten	"	36	"	50 "
53 Korvetten und Briggs				
44 Schooner.				

Die Dampfflottille und die kleineren Segelfahrzeuge, welche letztere über 100 betragen, sind hier nicht mitgerechnet. Das Marine-Budget beträgt 47,125,000 Thlr. Preuß. Cour. Nach Abzug der Kosten für den Postdienst und das Invalidenwesen reducirt sich diese Summe auf 39¼ Millionen Thlr. Preuß. Cour., dafür beträgt aber auch die Handels-Marine Englands 23,152 Schiffe von zusammen 3 Millionen Tonnen.

Frankreichs aktive Seemacht bestand 1847 aus: 6 Linienschiffen, 9 Fregatten, 19 Corvetten, 15 Briggs, 29 Schoonern und andern kleinen Fahrzeugen, 22 Transportschiffen und 58 Dampfern, zusammen 158 Schiffe mit 34,000 Matrosen. Das Budget für den aktiven Seedienst betrug 25¾ Millionen Thlr. Preuß. Cour.

Die französische Handels-Marine zählte damals 13,885 Schiffe von zusammen 600,000 Tonnen.

Holland hatte im Jahre 1847 eine Kriegsmarine von:

7 Linienschiffen . . .	von	74	bis	84 Kanonen
17 Fregatten	"	32	"	60 "
12 Kuilen-Corvetten .	"	20	"	28 "
4 Gladdecks-Corvetten	"	20	"	22 "
20 Briggs	"	12	"	18 "
12 Schooner-Briggs .	"	5	"	6 "

Hierzu kommen noch 14 Dampfer, 2 Instructions-Schiffe, die nöthigen Transportfahrzeuge und eine bedeutende Kanonenboot-Flottille. Die Gesammtzahl der Kriegsfahrzeuge beträgt 169 Schiffe mit 2200 Kanonen.

Das Marine-Budget für das Finanzjahr 18$\frac{4}{4}$$\frac{7}{8}$ belief sich auf 3,111,000 Thlr. Preuß. Cour.

Die holländische Handelsmarine zählt 1186 Schiffe von ungefähr 401,610 Tonnen.

Diese wenigen Mittheilungen über die Kriegs- und Kauffahrtei-Flotten des Auslandes mögen einstweilen genügen. Wenden wir uns jetzt der deutschen Handels-Marine zu, ermitteln ihre Bestandtheile möglichst genau, stellen die Ergebnisse der verschiedenen deutschen Länder zusammen und sehen, in wie weit sich hieraus die Wahrscheinlichkeit für eine künftige Achtung gebietende Kriegs-Marine stellt.

Wir wollen auch einmal Großdeutsche seyn. Wo uns wie in den oben angeführten Fällen das Ausland so imposant entgegentritt, können wir von dem unsrigen nichts ohne Kampf verloren geben.

A. Oesterreich.

Dieses Reich hat für die deutsche Sache eben keine besondere Sympathieen gezeigt; es hat die Hand, welche sich nach ihm ausstreckte, geschlagen. Nichts desto weniger ist es möglich, dasselbe, wenn nicht als Bundesglied, doch als Alliirten zu gewinnen. Dann steht auch seine Flotte auf unserer Seite, und deshalb mag hier seine Handelsflotte in Betracht gezogen werden.

Zu Ende des Jahres 1847 belief sich die österreichische Handels-Marine auf 577 Seeschiffe von 164,936 Tonnen, wobei bemerkt werden muß, daß hierbei auch die Schiffe der nichtdeutschen Länder mitzählen. Ich bin der Meinung, daß man hierfür (für Italien und das ungarische Küstenland) fast die Hälfte in Abzug bringen kann. Es bleiben also für das deutsche Oesterreich übrig circa:

300 Seeschiffe von 90,000 Tonnen.

B. Preußen.

Die Handels-Marine Preußens umfaßte am 1. Januar 1848:

806 Seeschiffe von 119,809 Tonnen.

Hierbei sind unter Andern Stettin mit 176 Schiffen von 24,152 Last, Danzig mit 101 Schiffen von 21,446 Last, Memel mit 93 Schiffen von 18,943 Last und Potsdam mit 1 Schiffe von 313 Last betheiligt.

C. Hannover.

Die See-Handels-Marine Hannovers zerfällt in folgende drei Theile:

a. die Rhedereien der Elbe, bestehend aus Schoonern, Kuffen, Galeasen, Tjalken und andern kleinen Fahrzeugen, zählen ..... 244 Schiffe von 3236½ Last

b. die Rhedereien der Weser (Kähne und andere Fahrzeuge bis 40 Last nicht gerechnet) .... 22 „ „ 2333 „

Darunter befinden sich 2 Fregatten und 2 Barken.

c. die Rhedereien von Ostfriesland und Papenburg .... 550 „ mit einer Tragfähigkeit von 20 bis 175 Last.

Von diesen Fahrzeugen besitzt
Papenburg 147
Emden 103

Danach beträgt die Gesammtzahl der hannöverschen Handels-Marine 816 Fahrzeuge.

Der genauere Tonnengehalt dieser Schiffe war nicht zu ermitteln.

D. Schleswig-Holstein.

a. Schleswig.

Zu Anfang des Jahres 1846 hatten die verschiedenen Küstenorte Schleswigs zusammen 1194 Segelschiffe mit 21,768 C.-L.
und 5 Dampfschiffe mit 136 „
also 1199 Fahrzeuge mit 21,904 C.-L.

Hiervon kommen 8 Wallfischjäger auf Flensburg.

b. Holstein.

Zur selbigen Zeit zählte dies Land
1410 Segelschiffe von 18,092 C.-L.
und 4 Dampfschiffe von 299 „
also 1414 Fahrzeuge von 18,391 C.-L.
Schleswig zählte 1199 „ „ 21,904 „

Die bislang ungetheilten und hoffentlich für immer untheilbaren Herzogthümer zählen daher .... 2613 Schiffe von 40,295 C.-L.

E. Mecklenburg.

Nur das Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin zählt in dieser Beziehung zu Deutschland. Es hat zwei große Rhederei-Orte, Rostock und Wismar. Davon besaßen im Jahre 1847:

a. Rostock . . . . 249 Schiffe von zusammen 20,640 Last
(von diesen führten 76 die
speciel rostocker Flagge.)
b. Wismar . . . . 51 „ „ „ 4,541 „
für Mecklenburg zusammen 300 Schiffe von . . . . . 25,181 Last.

Unter den Rostocker Schiffen befanden sich 6 Barken und 123 Briggs. Unter denen von Wismar 1 Barke und 34 Briggs. Die übrigen Fahrzeuge sind Schooner oder andere kleine Fahrzeuge.

F. Oldenburg.

Betreffend die Seeschifffahrt dieses Landes, so ist nur die oldenburgische Rhederei der Weser-Distrikte zu ermitteln gewesen. Diese betrug am Ende des Jahres 1847:

104 Schiffe mit 7712 Kornlasten.

Darunter befinden sich 9 Grönlandsfahrer.

G. Hamburg.

Am Schlusse des Jahres 1847 betrug die Hamburger Handels-Marine:

243 Seeschiffe von 21,826 Commerzlasten.

Darunter 25 Fregatten, 66 Barken und 68 Briggs.

H. Bremen.

Die Handels-Marine Bremens betrug am Schlusse des Jahres 1847:

246 Seeschiffe von 45,695 Commerzlasten.

Darunter 59 Fregatten, 58 Barken und 70 Briggs. Dabei sind 17 Paketschiffe für Nordamerika, 8 Südsee-Wallfischfahrer und 2 Grönlandsfahrer. Außerdem besitzt Bremen 3 See-Dampfschiffe.

I. Lübeck.

Die Rhederei der Stadt Lübeck und deren Gebiet bestand im Jahre 1847 aus:

68 Schiffen von 4570 Commerzlasten.

Darunter 5 Barken, 30 Briggs und 22 Schooner. Außerdem hat Lübeck ein See-Dampfboot.

Aus diesen Zusammenstellungen ergiebt sich nun folgendes Resultat:

	Schiffe		Tonnen
1) Oesterreich	300	Schiffe enthaltend	90,000 Tonnen
2) Preußen	806	„	119,809 „
3) Hannover	816	„	
4) Schleswig-Holstein	2613	„	40,295 C.-L.
5) Mecklenburg . . .	300	„	25,181 „
6) Oldenburg	104	„	7,712 „
7) Hamburg	234	„	21,826 „
8) Bremen	246	„	45,695 „
9) Lübeck	68	„	4,750 „

Die Gesammtzahl der deutschen Handels-Marine beläuft sich also auf . . . . 5496 Schiffe.

Die Tragfähigkeit der Schiffe, das heißt ihr räumlicher Inhalt, kann nicht genau angegeben werden, da er nicht überall gleichmäßig (einmal selbst gar nicht) angedeutet ist. Vergleicht man aber die Zahl der, den oben angeführten auswärtigen europäischen Handelsmächten gehörenden Schiffe, so ergiebt sich bald, daß Deutschland die dritte Handels-Seemacht ist.

Welche Folgerungen hieraus für die Schöpfung einer deutschen Kriegs-Marine mit Sicherheit zu ziehen sind, das leuchtet von selbst ein.

(Die Fortsetzung im nächsten Bändchen.)

Goethe.

Am 28. August 1849 war ein Jahrhundert vergangen seit Goethe's Geburt, und es mußte den Deutschen zur heiligen Pflicht werden, diesen Tag der Gedächtnißfeier des Unsterblichen zu weihen. Wir haben fast ein Jahr vorher (in Gubitz' „Volks-Kalender für 1849, der im September 1848 ausgegeben wurde) die Theilnahme für dieses Fest in Anspruch genommen, und ist auch bei dieser Gefühls- und Ehrensache eine allseitige Zustimmung nicht erfolgt, ja drängten sich sogar widerwärtige Umtriebe ein, so wollen wir dies vergessen und uns der Ueberzeugung freuen, daß da, wo Geist und Dankbarkeit walten, der Größe Goethe's die schuldige Verehrung gewiß nicht gefehlt hat. Es kann unser Zweck nicht seyn, die verschiedenen Fest-

lichkeiten zu schildern; wir wollen uns eben auch des hohen Meisters dankbar erinnern.

Johann Wolfgang v. Goethe war einer der Glücklichsten seiner Zeit, da Wohlhabenheit, langes Leben, Erfahrung, innere Läuterung, Weisheit und Ruhm im Verein den Erdgeborenen gewiß zu beglücken vermögen. Im Sonnenmonat August 1749, an einem Sonntage, wo die Sonne ihre Mittagshöhe erreicht hatte, erblickte er das Licht der Welt, und sein Leben endete sanft und ruhig mit den Worten: „Mehr Licht!“ — was uns als eine Heiligung seines Strebens und Aufwärtsdringens gelten kann. Von seinem Vater, dem angesehenen und begüterten Rathsherrn in Frankfurt am Main, erbte er die Liebe zu Kunst und Literatur. Schon als Knabe ward er mit den bedeutendsten Künstlern und Gelehrten bekannt, lernte in ihrem Umgange Welt und Leben vom höchsten Gipfel geistiger Bildung aus betrachten; von ihnen empfing er jenes Vertrauen auf die eigenen Kräfte, welches bei keiner Schwierigkeit zagt, vielmehr jede, nach ihrer sicheren Erkenntniß und Würdigung, durch kräftigen Willen und Ausdauer überwindet. Zu strenger Thätigkeit angehalten, liebte er diese zeitlebens, hierin von vielen andern Dichtern sich unterscheidend, die in träumerischer Muße ihre Begeisterung empfangen. Aus Goethe's Dichtungen sprechen Klarheit, Selbstzufriedenheit und anmuthige Behaglichkeit des thätigen Geistes, überall offenbart sich bei ihm eine fleißig geübte Meisterhand, deren Tugenden Sauberkeit, Fertigkeit und Leichtigkeit sind. Daß aber Thätigkeit wirklich das Beglückende in sich hat, beweist uns Goethe; sie gewährt der Seele Erhebung und Freiheit, denen keine Mißstimmung, kein Ungemach, kein Unheil unüberwindlich ist. Goethe blieb nicht verschont von Leidenschaften und Lebensstürmen, die Natur fordert dringender im Dichtergemüth und ist allseitig in ihm am mächtigsten. Doch der sieggewohnte Geist Goethe's übte immer bald wieder die Herrschaft und dann wurden solche Zustände zu lebens- und bedeutungsvollen Gedichten, aus denen man wahrnimmt, wie zugänglich ihn das Belehrende jeder Erfahrung fand und wie er sich werkthätig sogleich über dieselbe zu stellen wußte. Das ist die inhaltvollste Aufgabe unsres Daseyns, und wie Wenige wissen sie zu erkennen und in sich zu fördern! — Unsre heutige Raschlebigkeit glaubt gar oft, sich der Erfahrungen bemächtigt zu haben, während sie in hochmüthiger Selbstsucht oft nicht einmal die Wege zur wahrhaften Erfahrung beachtet, von der man zumeist im Tumult nach falschen Richtungen sich abwendet. Goethe's erkämpfte Selbstüberwindung hat ihn davor bewahrt! Wir müssen es bewundern, wie schnell er stets über seinen Erfahrungen stand und seine Irrthümer mit voller Herrschaft und Freiheit, mit Abtrennung von einseitiger Vorliebe

zu dem Durchlebten, dichterisch sich und Andern zum Gewinn machte.

Eines solchen Mannes bedurfte Deutschland, um eine gediegene Literatur, nach der es lange sehnsüchtig gestrebt hatte, zu empfangen, und wirklich ist Goethe der Lichtgebendste unter den Schöpfern der deutschen Literatur geworden. Jedes seiner ersten Werke eröffnete uns einen ergiebigen Schacht. Man weiß, welchen Eindruck sein „Werther" erregte; er brachte in die Gebilde der Phantasie höhere Sinnigkeit, und festeren Inhalt in die deutsche Gemüthlichkeit. Die schwache Menge ward freilich trunken von einem Reiz, der anfangs für sie ein unbegreiflicher war: so kam es denn, daß man den „Werther" mißverstand. Goethe, obwohl er ihn an die Wirklichkeit knüpfte — bekanntlich gab ihm ein Erlebniß Anlaß und Stoff — hatte ihn gedichtet, um sich über die kraftraubende Wirklichkeit zu erheben, was dann zwar ihm, nicht aber der Mehrheit seiner Leser glang; sie schloß sich nicht der Heilung, sondern der Erkrankung an, wie dies gewöhnlich die Menge bei jeder neu aufregenden Erscheinung thut, indem sie stets erst durch das von ihr bedachtlos über sich verhängte Unheil das Heil durch Weh und Opfer sich aufzwingen läßt. — Goethe's „Götz von Berlichingen", den er schrieb, um sich in den „Gährungen der Gegensätze" klarer zu werden, führte eine Sturm- und Drang-Stimmung herbei; sein „Wilhelm Meister" ging den Künstler-Romanen voran, seine „Wahlverwandtschaften" zeigten der Seelenkunde eine neue Bahn, und auch seine Lieder wirkten in ähnlicher Weise. „Hermann und Dorothea", „Iphigenie", „Tasso" sind Meisterwerke verschiedener Gattung auf den Höhen der Erkenntniß und geistigen Macht, deren Gipfel „Faust" trägt als Denkmal eines nicht zu erschöpfenden Schatzes. Um Goethe's inneren Reichthum ganz zu erkennen, dienen als Leitung: „Wahrheit und Dichtung", seine Briefe und die Gespräche Eckermann's mit Goethe, die uns lehrreiche Einblicke in das wissenschaftliche und dichterische Schaffen des großen Mannes gewähren.

Unser Zweck ist nicht, Den zu rühmen, dessen Ruhm unermeßlich und unvergänglich ist. Vergegenwärtigen wollen wir uns Goethe, wie er zuletzt in seinem Hause als weiser Patriarch waltete unter seinen Sammlungen merkwürdiger Gaben der Natur und Kunst. Da sorgt er überall, daß Ordnung und Frieden sey um ihn her; da wehrt er Alles ab, was ein ruhiges, beschauliches Leben stören könnte und überwältigt mit Heldensinn jeden Eindruck, der ihm den edlen Gleichmuth durchbricht. Im Besitz seiner Selbst und der Bewunderung des gesammten Europa's berühren ihn nur selten die Anfälle Jener, die ihm Vorwürfe daraus machen, daß er sich nicht mit ihnen umtreiben

will im literarischen oder politischen Getümmel, deren falsche Ziele er oft mit einem Blick erkannte, ihre Nichtigkeit mit wenigen treffenden Worten deutlich machte. Wir sehen ihn sinnend und schaffend in seinem Erkerstübchen, aus dem so Großes und Erhabenes hervorging. Wir sehen ihn bei dem Familien- und Freundesmahl in fröhlicher, herzlicher Theilnahme für Alt und Jung, nach allen Seiten hin Bemerkungen ausstreuend, die des Aufbewahrens werth sind. Und wenn dann ein junger Brausekopf Dinge schwatzt, die Goethe längst unhaltbar und überwunden weiß, da sagt er wohl lächelnd: „Schön, recht schön, ein junger Mensch zu seyn; bleiben Sie aber nicht zu lange jung: es ist sehr gefährlich!" Man muß ihn so gesehen haben, um tief das Unrecht zu empfinden, das Eigensüchtige ihm anthaten mit der Beschuldigung: er sey kalt und herzlos. Welche Anmaßung! Wagt es Jemand, zu behaupten, Goethe hab' es in Bezug auf edle Menschenthümlichkeit an großen Gedanken fehlen lassen? Nun, wahrhaft große Gedanken entbehren nie des Herzens, können des Herzens nicht entbehren, und eben deshalb hat das jüngste Geschlecht einen so empfindlichen Mangel an großen Gedanken, weil jetzt bei den meisten Menschen das Herz die verlassenste Stelle ist, was selbst der schärfste Verstand allein nicht ersetzen, mithin auch wahrhaft große Gedanken nicht erzeugen kann. — Man hat Goethe auch stolz und vornehmthuend genannt, weil er Viele, die ihn besuchten, einsylbig empfing und entließ, gleichfalls von Vielen, die er für bloß Neugierige oder gar für Solche hielt, die in ihren für den Druck bestimmten Reise-Blättern auch den berühmten Dichter wollten auftreten lassen, den Besuch gar nicht annahm. Man wollte nicht in Betracht ziehen, daß Goethe, den Tausende in seinem Hause aufsuchten, kaum mit all seiner Zeit ihre Wünsche hätte erfüllen können, und er wußte, daß es Besseres für ihn zu thun gab, als sich sehen zu lassen. Er traf also bei den Besuchenden eine Auswahl. Der Verfasser dieser Zeilen hat Goethe in freundlichster und antheilvollster Vertraulichkeit gesehen und weiß auch sonst noch von seiner dauernden Zuneigung zu erzählen. Sey ihm dies vorbehalten. Hier aber folge ein Geschichtchen, was vollkommen hinlänglich ist, Goethe's kluge und edle Eigenheit in Hinsicht auf Besuche zu erkennen und zu würdigen.

Der Minister von ** hatte einen jungen wissenschaftlich gebildeten Secretair, der gar gern einmal Goethe sehen und sprechen wollte. Als nun Jener eine Reise machte und sein Secretair ihn begleitete, dieser aber wußte, daß sie nach Weimar kommen würden, faßte er Muth, den Herrn Minister zu bitten, daß er einen Besuch bei Goethe machen und ihn mitnehmen möge. Se. Excellenz erwiederten nicht ohne Stirnfalten:

„Sie kennen den Mann nicht, der ist hochfahrenden Sinnes", und so weiter; denn genau will ich diese Entgegnung nicht angeben, obwohl ich's könnte. Indeß wußte der Secretair seine Bitte doch bei so günstiger Gelegenheit zu wiederholen, daß der Minister endlich sagte: „Nun gut, es mag geschehen; denken Sie aber an mich, Sie werden keine Freude daran haben und ich mache mir gar nichts aus dem Besuch." — Man kam in Weimar an; der Minister verweilte dort, besuchte Manchen, Goethe nicht. Des Secretairs Sehnsucht erlaubte sich endlich eine Erinnerung, und weil's denn nicht anders war, ließ der Minister sich bei Goethe melden, nahm auch seinen Secretair mit. Sie wurden sehr kalt empfangen und es begann eine der langweiligsten und peinlichsten Unterhaltungen, indem der Dichter, der vielleicht von den Ansichten, die der Herr Minister über ihn hegte, Kenntniß hatte, nichts that, als daß er die an ihn gerichteten Fragen mit Ja und Nein, oder, der Abwechselung wegen mit einem „zu dienen!" und dergleichen in gemessener Haltung beantwortete. Der Minister saß wie auf Kohlen, sah indeß doch zuweilen triumphirend seinen Secretair an, der sich alle ersinnliche Mühe gab, dem Gespräch irgend einen Faden zu geben; jeder aber riß sogleich ab. Die Beiden mußten sich endlich empfehlen, und der Minister machte draußen seinem Verdruß sogleich Luft in etwas heftigen Redensarten, die der betroffene und selbst verletzte Secretair in geziemender demüthiger Bescheidenheit hinnahm, und innerlich trauerte, daß ihm Goethe's Bild, wie er es in der Phantasie hatte, von der Wirklichkeit so mißhandelt worden war. — Nun befand sich zu jener Zeit der berühmte Naturforscher Chladni in Weimar und war viel mit Goethe zusammen. Am Mittage nach jenem Morgenbesuch Sr. Excellenz und des Secretairs trafen sie an der Wirthstafel mit Chladni zusammen, und dieser winkte von seinem Platz aus dem Secretair, der dies dem Herrn Minister bemerklich machte und um Erlaubniß bat, dem Winke folgen zu dürfen, die er erhielt. Chladni bot dem Herbeigewinkten einen Stuhl und flüsterte ihm dann in's Ohr: „Sie möchten heut Abend zu Goethe kommen!" Darüber verwundert, antwortete der Secretair: „Wir sind ja schon dort gewesen!" und erzählte darauf, wie's ihm ergangen. Chladni aber unterbrach ihn. „Ich weiß Alles", sagte er; „dennoch aber sollen Sie heut Abend zu Goethe kommen." — Etwas zagend trat der Secretair am Abend dieses Tages in Goethe's Haus ein. Kaum aber gemeldet, waren ihm alle Thüren offen, Goethe kam ihm entgegen mit großer Heiterkeit, zeigte ihm von seinen Kunstsammlungen, was eben vorlag, unterhielt sich mit dem kenntnißvollen jungen Mann über die mannigfachsten Gegenstände und war in der liebenswürdigsten Redseligkeit, so daß

der damalige Secretair noch heut jene Stunde eine der glücklichsten seines Lebens nennt. Von dem Besuch am Vormittag aber war durchaus nicht die Rede, und der Secretair erinnerte auch klüglich nicht daran, denn er begriff sehr bald, daß Goethe hier praktisch die Lehre gab: wer sich für mich nicht interessirt, für den hab' ich nichts als die conventionelle Form; wo ich aber ein Interesse an meinem Streben wahrnehme, kommt es mir auf den Stand nicht an.

Goethe war übrigens gegen Fremde in der Regel wortkarg, bis er etwas heraus fühlte oder hörte, was seine Aufmerksamkeit hervorrief, dann erst ließ er sich auf Offenheit ein, und die Meisten, die dies nicht bewirkten, mögen wohl gern ihre eigene Schuld dabei nicht eingesehen oder sich verleugnet haben. Um indeß noch Eines näher zu bezeichnen, was Goethe's Zurückhaltung in Gesprächen mit den ihn besuchenden Fremden nicht nur erklärt, sondern rechtfertigt, erneuern wir seine Aeußerung über Frau v. Stael: „Hat mir doch die berühmte Nachbarin unumwunden angekündigt, sie würde jedes Wort, das aus meinem Munde käme, drucken lassen! Ich gestehe, diese Vorstellung macht mir ihre Gegenwart sehr störend." — Setzen wir nun hinzu, daß die Vorwürfe, welche Goethe wegen angeblich stolzer Sprödigkeit gegen Besuchende zu erdulden hatte, fast sämmtlich von Schriftstellern ihm gemacht wurden, so können Keinem die Gründe fehlen, den hohen Meister günstiger zu beurtheilen, selbst wenn allerdings zuweilen von stachlichen Reden — die im Gesellschaftskreise höchst selten bei ihm vorkamen — zu berichten ist. So hat er — zum Beispiel — allerdings dem Professor S., der sich bei Goethe einführte mit den Worten: „Ich bin der Verfasser von —!" (hier folgte der Titel einer sehr flachen Flugschrift) fragend geantwortet: „Und wer ist denn Der?" Man wird jedoch gestehen, daß die Strafe für den anmaßlichen Glauben: Goethe müsse die unbedeutende Schrift eines Mannes, der auch in seinem späteren Leben niemals einen Namen in der Literatur sich erworben hat, unzweifelhaft kennen, noch gelind genug war.

Eine schwerere Anklage Goethe's hat man erhoben, indem man beweisen wollte, es fehle ihm Vaterlandsliebe. Wir haben Goethe selbst schon im bereits erwähnten „Volks-Kalender für 1849" gegen diese Anklage sprechen lassen, und hier möge er weiter noch als sein eigener Gewährsmann auftreten. In einem Gespräch mit Luden, das Dieser im November 1813 mit Goethe hatte und sogleich aufzeichnete, sagte Letzterer unter Anderem: „Glauben Sie ja nicht, daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland. Nein, diese Ideen sind in uns; sie sind ein Theil unsres Wesens, und Niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Deutsch-

land warm am Herzen. Ich habe oft einen bitteren Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im Einzelnen und so miserabel im Ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volks mit andern Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jede Weise hinweg zu kommen suche; und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinweg zu heben vermag. Denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität: aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtseyn nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Gedanke an Deutschlands Zukunft. Ich halte ihn so fest, als Sie, diesen Glauben. Ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft und hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist noch nicht erfüllt. Hätten Sie keine andere Aufgabe zu erfüllen gehabt, als das römische Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen und zu ordnen, sie würden längst zu Grunde gegangen seyn. Da sie aber fortbestanden sind, und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie, nach meinem Glauben, noch eine große Bestimmung haben, eine Bestimmung, welche um so viel größer seyn wird denn jenes gewaltige Werk der Zerstörung des römischen Reichs und der Gestaltung des Mittelalters, als ihre Bildung jetzt höher steht. Aber die Zeit, die Gelegenheit vermag ein menschliches Auge nicht voraus zu sehen und menschliche Kraft nicht zu beschleunigen oder herbei zu führen. Uns Einzelnen bleibt inzwischen nur übrig — einem Jeden nach seinen Talenten, seinen Neigungen und seiner Stellung — die Bildung des Volks zu mehren, zu stärken und durch dasselbe zu verbreiten nach allen Seiten, und wie nach unten, so auch, und vorzugsweise, nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den andern Völkern, sondern wenigstens hierin voraufstehe, damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit es nicht verzage, nicht kleinmüthig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher großen That, wenn der Tag des Ruhmes anbricht." — — So sprach Goethe, und ganz unleugbar bekräftigte er dadurch seine innige Liebe zum deutschen Volk in klarer Einsicht. Um aber nicht den Irrthum zu begünstigen, in der Art der jetzigen Bewegung, wie man sie dem Volke in Nachahmerei des französischen Treibens aufdrängte, dabei besonders die Eigensucht und die Unwissenheit absichtlich zum dienlichen Werkzeuge machte, könne und würde Goethe das wahre Volksgemäße, oder überhaupt echte Deutschheit finden, folge nun eine zweite, zurechtweisende Aeußerung. Es war die Rede von den St. Simonisten — die man zu einem der Behelfs-

Hebel in der seit Jahren angeschürten Aufregung benutzte — und auf die Bemerkung: es sey Hauptrichtung der Simonisten, daß Jeder, als unerläßliche Bedingung des eigenen Glücks, nur für das Glück des Ganzen arbeiten solle, erwiederte (nach Eckermann's Bericht) Goethe: „Ich dächte, Jeder müsse bei sich selbst anfangen und zunächst sein eigenes Glück machen, woraus denn zuletzt das Glück des Ganzen unfehlbar entstehen wird. Man muß mit sich fertig seyn, um die Fähigkeit erworben zu haben, für das Ganze wirken zu können. Deshalb erscheint jene Lehre mir durchaus unpraktisch und unausführbar; sie widerspricht aller Natur, aller Erfahrung und allem Gang der Dinge seit Jahrtausenden. Wenn nur Jeder als Einzelner seine Pflicht thut, wenn nur Jeder in dem Kreise seines nächsten Berufs brav und tüchtig ist, so wird es gut stehen um das Wohl des Ganzen. In meinem Beruf als Schriftsteller hab' ich nie gefragt: was will die große Masse und wie nütze ich dem Ganzen? sondern ich habe immer nur dahin getrachtet, mich selbst einsichtiger und besser zu machen, den Gehalt meiner eigenen Persönlichkeit zu steigern, und dann immer nur auszusprechen, was ich erkannt hatte als gut und wahr. Dies hat freilich, wie ich nicht leugnen will, in einem großen Kreise gewirkt und genützt; aber dies war nicht Zweck, sondern ganz nothwendige Folge. Hätte ich die Wünsche des großen Haufens mir zum Ziel machen und diese zu befriedigen trachten wollen, so hätte ich sie zum Besten haben müssen. Sagen Sie: es giebt nicht bloß ein Glück, was ich als einzelnes Individuum, sondern auch ein solches, was ich als Staatsbürger und Mitglied einer großen Gesammtheit genieße, und macht man die Erreichung des möglichsten Glücks für ein ganzes Volk nicht zum Prinzip, von welcher Basis soll da die Gesetzgebung ausgehen? — so habe ich dagegen nichts einzuwenden als: in diesem Falle könnten doch nur sehr Wenige von Ihrem Prinzip Gebrauch machen. Es wäre nur ein Rezept für Fürsten und Gesetzgeber, und selbst da will es mir scheinen, als ob die Gesetze mehr trachten müßten, die Masse der Uebel zu vermindern, als sich anmaßen zu wollen, die Masse des Glücks herbei zu führen. Unter allen Umständen werden indeß der Menschheit stets einige Uebel bleiben, woran sie ihre Kräfte ferner entwickele. Meine Hauptlehre ist aber vorläufig diese: der Vater sorge für sein Haus, der Handwerker für seine Kunden, der Geistliche für gegenseitige Liebe, und die Polizei störe die Freude nicht.“ — Dies wurde von Goethe im Unruh-Jahr 1830 gesprochen, da die Aufwiegelungen in Deutschland bereits in ihren ersten thätlichen Versuchen von Paris nach Deutschland einzogen, und die Leute, welche jetzt mit den gewaltigsten

Eingriffen angeblich für das Allgemeine zu sorgen scheinen, mögen nach den mitgetheilten Grundsätzen Goethe's geprüft werden; als Einzelne meist unselbstständig, in der ungeheuern Mehrheit unwissend und nur gegängelt, zu unpraktischen und unausführbaren Forderungen aufgestachelt, zu Zeit- und Geldverschwendung verleitet, wird's wohl nicht zu erwarten seyn, daß eben solche Leute dem Ganzen zur Selbstständigkeit und zu einem erhöhten Werth verhelfen. — Und hier sind wir auf dem Punkt, wo die Gründe, weshalb Goethe allerdings weder zu den politischen Dichtern sich gesellte, noch an deren Aufregungen Theil nahm, klarer vor uns liegen. Bei jenem Gespräch mit Luden setzte Goethe obigen Aeußerungen hinzu: „Sie sprechen von dem Erwachen, von der Erhebung des deutschen Volks und meinen, dieses Volk werde sich nicht wieder entreißen lassen, was es errungen und mit Gut und Blut erkauft hat, nämlich die Freiheit. Ist denn wirklich das Volk erwacht? weiß es, was es will und was es vermag? — Ist denn jede Bewegung eine Erhebung? Wir sprechen nicht von den Tausenden gebildeter Jünglinge und Männer, wir sprechen von der Menge, von den Millionen. Und was ist denn errungen oder gewonnen worden? Sie sagen: die Freiheit; vielleicht aber würden wir es richtiger Befreiung nennen, nicht vom Joch der Fremden, sondern von einem fremden Joche.“ — „Und hierauf“ — fügt Luden hinzu — „entstand ein Gespräch, in welchem Goethe's Worte immer bestimmter, schärfer und, ich möchte sagen, individueller wurden. Aber ich trage Bedenken nieder zu schreiben, was gesprochen worden ist. Nur das Eine will ich bemerken, daß ich in dieser Stunde auf das Innigste überzeugt worden bin, daß Diejenigen im ärgsten Irrthum sind, welche Goethe beschuldigen, er habe keine Vaterlandsliebe gehabt, keine deutsche Gesinnung, keinen Glauben an unser Volk, kein Gefühl für Deutschlands Ehre oder Schande, Glück oder Unglück. Sein Schweigen bei den großen Ereignissen und den wirren Verhandlungen dieser Zeit war lediglich eine schmerzliche Resignation, zu welcher er sich in seiner Stellung und bei seiner genauen Kenntniß von den Menschen und von den Dingen wohl entschließen mußte.“ Und Dies ist nicht etwa veröffentlicht worden, als Goethe noch lebte, sondern erst im Jahr 1847, so daß sich nicht der geringste Schein des Absichtlichen auf Luden's Bekenntniß werfen läßt. — Was würde aber Goethe jetzt thun? Er hätte sich jedenfalls mehr noch überzeugt, daß seine Kenntniß von den Menschen und Dingen die richtige war, und in der Anwendung seines Ausspruchs: „Das Maaß der Bildung bestimmt das Maaß der Freiheit eines Volks“ würde er schmerzlicher noch davon berührt werden, daß die Mehrheit der Teutschen Zeugniß gab und noch

heute giebt, sie wisse weder, was Freiheit ist, noch kenne sie die Wege dazu, lasse sich vielmehr zumeist von Schwärmern und Erfahrungslosen oder von Jenen täuschen, die nicht von der Volksvernunft, sondern von der Volksthorheit die Erfüllung ihrer Zwecke erwarten können, und nun unklare Worte als Trümpfe ausspielen, um die eigene Wohlfahrt zu gewinnen, möge auch dadurch die Volkswohlfahrt völlig niedergeworfen werden. Goethe hätte gefunden, daß seine Bemerkung:

„Die Zeiten der Vergangenheit
Sind uns ein Buch mit sieben Siegeln",

besonders auf Diejenigen paßt, die sich jetzt für die wahren Volksführer halten und dennoch für die Lehren der Weltgeschichte weder Sinn noch Begriff haben, vielmehr in ihrer wahnvollen Freiheit das Joch der Pariser tragen, die nach sechzigjährigem mannigfachen Modewechsel der Staats-Verfassungen vor dem Bankerott all ihrer Wechsel-Weisheit stehen. Hauptsächlich aber würde Goethe bei aller Liebe zum Fortschritt nicht zugestanden haben, daß, um an einer Staats-Verfassung Dies und Jenes zu verbessern, man zuvor das Ganze in Fetzen zerreißen und diese dann von rasenden Volkshaufen müsse in den Schmutz treten lassen. Wiederholt hätte er bei solchen Erscheinungen den Ausruf: „Die Menschheit ist noch immer ein wesenloser Begriff, es hat von jeher nur Menschen gegeben und wird nur Menschen geben!" und gewiß nähme er nichts zurück von seiner Bemerkung: „Noch ist es zu allen Zeiten und in allen Ländern miserabel gewesen. Die Menschen haben sich stets geängstigt und geplagt, sie haben sich und Andern das Bischen Leben sauer gemacht und die Schönheit der Welt und die Süßigkeit des Daseyns, welche die schöne Welt ihnen darbietet, weder zu achten, noch zu genießen vermocht." — Und urtheilend nach Allem, was wir nun von Goethe's eigenen Worten erneuerten, würde er sich in Anbetracht der heutigen selbstsüchtigen und frechen Maaßlosigkeit kaum seine „schmerzliche Resignation" haben sichern können, der Ekel wäre hindurch gedrungen, hätte die Hoffnungen auf die Bestrebungen, auf die Zukunft der Deutschen weiter und weiter gerückt, sie wohl gar sehr beschädigt. In Milde würde er jedoch manchem Jünglinge, der jetzt für trügerische Beglückungs-Träume schwärmt, oder aus falschem Ehrgefühl in trotziger Beharrlichkeit für das Sinnlose und Unmögliche sich brüstet, abermals entgegnen: „Schön, recht schön, ein junger Mensch zu seyn; bleiben Sie aber nicht zu lange jung: es ist sehr gefährlich!"

Wir aber wollen nun zum Schlusse kommen und hiezu eine Aeußerung des „**Journal des Débats**" über Goethe's letzte Tage und die Zeit in Folgendem anfügen: „Weimar verlor nach und nach alle seine Ruhmgestalten. Endlich nun ist Goethe

allein übrig, der majestätische Greis; aufrecht steht er da wie eine alte Eiche, letzter Sprosse des Waldes, den Feuergluthen verwüsteten. Aber Kunstliebhaber und Kunstbewunderer ist er geblieben, sinniger Denker auch. Der Gesang der Vögel unter dem grünen Laubdach, der Blumenduft, der Sonne Morgenstrahl begeistert ihn noch jetzt, wie in seinen Jugendtagen. Er bleibt, wie er war, der große Dichter, ob auch Alles um ihn her, Menschen wie Dinge, eine andre Gestalt an sich reißt; ob auch das früher so natürliche, offenherzige, gemüthvolle Deutschland bei großen Aufgaben in ein kleinkramendes, aufbrausendes, industriell, constitutionell und repräsentativ sich verirrendes und verletzendes Deutschland umgestaltet wurde. „Das ist es", ruft der schmerzlich durchdrungene Greis Goethe aus, „das ist es, was meine Theilnahmlosigkeit rechtfertigt und mich treibt, in eine schweigsame Wolke mich einzuhüllen. Könnte ich sie doch von Tage zu Tage dichter und undurchdringlicher machen!" Und endlich sprach er gar: „Ich lese keine Zeitung mehr; ich kenne den Anfang und das Ende all dieser ephemeren Veränderungen und so kümmert mich nicht das Wie und Warum!" —

Der 28. August 1849 ist nun auch vorüber; man hat den Tag gefeiert, aber nachhaltigen Eindruck auf die Volksmenge hat er nicht gemacht. Ein verbreitetes näheres Verständniß mit Goethe wäre aber gewiß heilsam in einer Zeit, wo die unteren, die zahlreicheren Volksschichten sich von den einfachen Wahrheiten immer mehr abwenden lassen durch Diejenigen, welche sich ihnen eigenmächtig zu Führern anschmeicheln oder zudringlich aufschwatzen, dann aber ihre Anhänger bei dem Blendwerk fabelhafter Verheißungen immer tiefer in bodenlosen Sumpf des Unbegriffs und Elends versinken lassen. Ganz unzweifelhaft wär' es heilsam, wenn Goethe's helle Vernünftigkeit Eingang fände in die Volksmenge, viel des heutigen schlauen oder eitlen Trugspiels erreichte dann sein Ende.

Dies Trugspiel, jedem Manne der Einsicht und Erfahrung klar, von den zahlreichen Verführten aber nicht durchschaut, demnach für diese ein Zeugniß der Armuth an Geist und Vernunft, ist ein tiefes Weh für Den, der sein Vaterland liebt und dessen Schätzung nun mehr und mehr beschränkt sieht. In solchem Empfinden endend, sollen die letzten Worte des sterbenden Goethe auch hier die letzten seyn im Zuruf an die Irrgehenden unter den Deutschen: „Mehr Licht! Mehr Licht!" Gtz.

Schilderungen aus Erlebtem.

Von F. W. Gubitz.

III. Vom „Hereinragen der Geisterwelt in die unsrige."

Vor einem Jahrzehent noch war viel die Rede vom „Hereinragen der Geisterwelt in die unsrige." Der dichterisch auf-

geregte Justinus Kerner hat in Bezug darauf seiner inneren Sehkraft so sehr vertraut, daß er in vollem Glauben Behauptungen und angeblich Beweise durch mehrere Schriften verbreitete, die begierig gelesen wurden. Auch ich habe sie gelesen, und in einem Gespräch darüber mit einem Arzt, Doktor G., erzählte ich Diesem damals ein paar seltsame Züge aus meinem Leben, welche Justinus Kerner wohl hätte brauchen können, scheinbar die Wahrheit seiner Einbildungen zu bekräftigen. „Und nach solchen Erfahrungen glauben Sie dennoch nicht an das Hereinragen der Geisterwelt?“ fragte, sehr verwunderlich überrascht, jener Doktor G.; ich aber entgegnete mit aller Entschiedenheit: „In dem überspannten Sinne, wie er jetzt beliebt ist, fällt mir's nicht ein, daran zu glauben!“ Dann gab ich ihm die Gründe meines Unglaubens an, für welche er jedoch unzugänglich blieb, und ich mußte bald nachher bemerken, daß er von mir gegangen war mit der Ueberzeugung, ich sey ein Verstockter im höchsten Grade. Ich hoffe, es gelingt mir bei meinen Lesern, mich gegen eine solche Ansicht zu rechtfertigen, und fürerst will ich die allerdings seltsamen Ereignisse hier schlicht mittheilen.

Von meinem siebzehnten Jahr an war ich befreundet mit einer Familie, in der für künstlerische und literarische Beziehungen die lebhafteste Theilnahme herrschte, so daß fast allabendlich ein kleiner Kreis von Gleichgesinnten sich dort versammelte, zuweilen selbst bedeutende Künstler und Schriftsteller sich einfanden. So jung auf den lebhaften Wunsch des Hauswirthes dort eingeführt, gewann ich mir die innige Zuneigung des Mannes wie seiner Gattin, die etwa dreißig Jahr alt und eine schöne Frau war. Ein paar Jahre hatte ich in diesem Kreise beinahe täglich die Abendstunden verlebt, da wurde ein junger Mann gleichfalls zum täglichen Besucher. Er hieß Gützlaff, war ein Pflegesohn — oder, wie man sagte, ein natürlicher Sohn — des sehr reichen Doktor Pallas, der wohl eine Sonderlings-Natur gewesen seyn mag. Er bewohnte ein pallastähnliches dreistöckiges Haus am Dönhofs-Platz in Berlin; nur der genannte junge Mann und die Dienerschaft waren Mitbewohner, und das große, altersgrau gewordene Gebäude, dessen Thüren zuweilen in mehreren Tagen sich nicht öffneten, machte den Eindruck des Oeden. Der junge Gützlaff, den Doktor Pallas testamentarisch schon zu seinem Universal-Erben bestimmte, hatte viel und Vieles gelernt, ohne feste Wahl des Lebensberufs; seine ganze Erscheinung gab etwas Scheues kund, auf den Gesichtszügen lagen die Schatten einer krankhaften Stimmung, und meist wortkarg, antwortete er, kam es zum Gespräch, fast immer nur kurz und abgerissen, so daß ich mich von seinem Wesen nicht angezogen fühlte. Offenbar ging

es ihm eben so mit mir, und erst später erfuhr ich den Beweggrund, den ich in meiner Unbefangenheit drei oder vier Jahre hindurch nicht geahnt hatte. Gützlaff hegte eine heftige Leidenschaft für die Frau des Hauses, er hielt mich, ohne alle Ursach, für den beglückten Nebenbuhler, und ich war, ohne daß ich es wußte, der Gegenstand seines Hasses. Mit der Zeit hörte ich in jener Familie darüber klagen, daß Gützlaff, der bei den Abend-Besuchen immer mehr zum steinernen Gast wurde, durch tägliche stundenlange Besuche zu anderer Zeit sehr lästig werde, doch mischte ich mich nur mit der Bemerkung ein: ich halte Gützlaff für gemüthskrank, und es möchte wohl rathsam seyn, Nachsicht mit ihm zu haben. Im Gange der Zeit mußte es mir jedoch auffallen, von ihm oft und öfter Aeußerungen zu vernehmen, die gegen mich gerichtet schienen, ohne daß es sich gradhin behaupten ließ.

Am Morgen eines Tages nun begegnete mir Gützlaff in der Nähe des Akademie-Gebäudes; ich grüßte ihn, er aber schlug mit der Faust seinen Hut tiefer in's Gesicht und schritt hastig weiter. Verwundert stand ich einen Augenblick, sah ihm nach, und ging dann gedankenvoll meines Weges. — Am Abend dieses Tages befand ich mich im Kreise jener Familie, und es war zwischen Elf und Zwölf, als ich in Gesellschaft des Kammergerichtsrath v. Grävenitz und des Geheimsekretairs Lange das Haus verlassen wollte. Unser Wirth selbst begleitete uns mit einem Licht, schloß die Hausthür auf, und ich war der Erste, der hinaustreten wollte, wich aber plötzlich zurück und verlor alles Bewußtseyn. Wie mir nachher erzählt wurde, hatten die Begleiter mich vor dem Hinsinken geschützt, mich in das Zimmer zurückgebracht und nach dem Sopha getragen, wo ich bewußtlos lag bis gegen ein Uhr. Die Freunde holten dann meinen Arzt, den Hofrath Schulz, herbei, der noch zugegen war, als ich wieder zu mir kam und dies auf eigne Weise kundgab. Die Augen aufschlagend, sah ich, wie die Frau des Hauses mit einem Wachsstock in den zitternden Händen dem Manne leuchtete, der aus einem Medizin-Glase zählend Tropfen in einen Löffel fallen ließ. Der Arzt hatte Aether verschrieben, die Frau mußte wohl mit der Flamme zu nahe gekommen seyn, denn ich sah ein laufendes Feuer, dessen sich beide Eheleute zu erwehren suchten. Der Arzt sprang auch als Helfender hinzu, und die Gruppe machte sich so komisch, daß ich mich des Lachens nicht enthalten konnte. Das wandelnde Feuer war bald gedämpft, und nun wurde ich über meinen Zustand und dessen Ursache befragt, wußte aber nur Folgendes zu berichten: Als ich zum Hause hinaustreten wollte, stand Gützlaff todtenbleich vor mir, zugleich wehte es mich so wunderlich kalt an, daß mich ein Schrecken ergriff, und von da an weiß ich

nicht, was geschehen ist. Auf die Frage: ob ich die Nacht bei den Freunden bleiben oder nach Hause wolle? wünschte ich das Letztere, da meine Eltern nicht gewohnt waren, daß ich ausblieb, ich mich auch stark genug fühlte, heim zu gehen, was aber der Arzt nicht zugab, sondern mich in einem Wagen begleitete und bis in meine Wohnung brachte. Nach einigen Stunden Schlafs fühlte ich mich zwar etwas matt und unpäßlich, saß aber bei der Arbeit, als mich jener Freund in Begleitung des Hofrath Schulz besuchte und der Erstere endlich, nach mancherlei Erkundigungen über das gestrige Ereigniß und mein Befinden, sagte: „Wir müssen Ihnen eine unangenehme und nach dem Vorgefallenen uns wunderbar erschütternde Nachricht mittheilen, die Sie doch bald erfahren würden. Gützlaff hat sich gestern Abend bei Charlottenburg in's Wasser gestürzt und der Leichnam ist bereits hereingebracht." Nächstdem erzählte man mir, daß er habe nach Italien reisen wollen, der alte Pflegevater Doktor Pallas hätte aber seine Einwilligung und die nöthigen Reise-Mittel versagt mit der Aeußerung: „Mein Gott, ich bin ja so alt! In kurzer Zeit bist Du frei und Herr eines Vermögens, das Dir gestattet, Deinen Neigungen zu folgen. Bis dahin wirst Du mich aber nicht verlassen, da Du weißt, daß Du mir in meinen letzten Tagen unentbehrlich bist!" — Wahrscheinlich faßte Gützlaff den Plan zur Reise, um sich im Kampfe mit seiner Leidenschaft zu helfen, und ihn ergriff Verzweiflung, als die Reise unmöglich wurde.

Das hier berichtete Erlebniß verführte selbst meine Freunde, ein „Hereinragen der Geisterwelt in die unsrige" dadurch für bestätigt zu erachten; ich jedoch war abweichender Ueberzeugung, und muß, um verstanden zu werden, meinen eigenthümlichen Körper-Zustand in den damaligen Jugendjahren mit wenigen Worten berühren. Bis in mein funfzehntes Jahr an eine karge Lebensart gewöhnt, wurde ich dann plötzlich, als ein Bursch, der durch seine Holzschnitt-Arbeiten Aufmerksamkeit und schriftstellerische Kämpfe erregte, der außerdem noch eifrig einer andern Richtung folgte (ich verweise auf das erste Bändchen dieser Schrift) und daneben ein Etwas von dichterischem Wesen, wie es namentlich für Familienfeste zur Ergötzung hinreichte, entwickelte, in gesellschaftliche Kreise hineingezogen, zuweilen für dieselben, so zu sagen, gepreßt. So kam ich zu Genüssen, die mir bis dahin fremd geblieben, und in der Jugend fehlt die Eßlust nicht. Der rasche Wechsel in der Lebensweise erzeugte indeß auch rasche Veränderungen im Körper, und die Natur half sich durch Blutstürze, die ich tagelang in allerlei Spannungen voraus empfand, die dann schnell kamen und schnell vorüber waren. Mein derzeitiger höchst gescheidter Arzt, Doktor Meyer (zweiter Gatte der nachmaligen Händel-Schütz),

bemerkte einst darüber: „Eine so impertinente Gesundheit ist mir noch nicht vorgekommen!“ Er hat unzweifelhaft Recht gehabt, denn bis jetzt, bis zu meinem dreiundsechzigsten Jahre bin ich — wofür ich Gott aus vollem Herzen danke! — wegen Krankheit noch nicht eine einzige Stunde bettlägrig gewesen. Genug, die erwähnte Blut-Entleerung — die beinahe regelmäßig kam, immer geringer wurde, in meinem fünf- oder sechsundzwanzigsten Jahre endete und sich nur noch einmal wiederholte, vor etwa zehen Jahren auf freiem Felde — war Hülfe der Natur. Bevor sie aber eintrat, plagte mich eine drangvolle, gereizte Stimmung, die bei gesteigerter Phantasie oft durch die wunderlichsten Bilder bethört wurde. Ich entsinne mich, mehrmals, wenn ich Abends nach Hause kam, von diesem Zustande überwältigt worden zu seyn, und daß ich dann, auf dem nachtdunkeln Hausflur gegen die Wand geworfen, in der tiefen Finsterniß meine ganze Gestalt, bis auf jeden Knopf, deutlich sah, wodurch die Blut-Entleerung für die Nacht oder den darauf folgenden Tag gleichsam angekündigt war. In der Spannung und Gereiztheit dieses körperlichen Zwiespalts befand ich mich an jenem Morgen, als mir Gützlaff begegnete: sehr begreiflich, daß ich darüber nachdachte und mich in allerlei Muthmaßungen, was er wolle und beginne, vertiefte; daß dann im Zusammentreffen meines Körper-Zustandes mit diesem Sinnen und Befürchten mir am Abend die Einbildungskraft das in meinem Innern entstandene Bild vorspiegelte. Wenn sich die Phantasie eines Menschen ganz und gar bemächtigt, sich bis zur Alleinherrschaft steigert, werden ihm die Bilder seiner Vorstellung oft so deutlich, daß er diese nicht mehr als Gedanken auffaßt; Gedanke und Vorstellung verkörpern sich mehr oder minder genau, nehmen die Formen dessen an, was man sich denkt, es entstehen Einbildungen und Erscheinungen, die mit dem Erwachen eines klaren Bewußtseyns augenblicklich verschwinden. In jener Erscheinung, bei welcher der mich in meiner Erregtheit treffende kalte Luftzug nach dem Oeffnen der Hausthür gewiß nichts Wunderbares hat, verkörperten sich meine Gedanken an Gützlaff, die ich nicht zu verscheuchen vermochte, und traf dies mit seinem Tode zusammen, kann es höchstens beweisen, daß die aus meinem Sinnen hervorgegangene Schlußfolge eine richtige war. Noch eine erklärende Herleitung ließe sich hier anfügen; da sie indeß deutlicher wird durch das zweite Ereigniß, möge zuvor dessen Darlegung folgen.

Mein Vater, der viel von Krankheiten, zuletzt an der Kopfgicht litt, die auch seine — auf einem Auge gänzliche — Erblindung veranlaßte, lag im Jahre 1821 so schwer danieder, daß mir der Arzt — der schon erwähnte Hofrath Schulz — bemerkte: er halte es für seine Pflicht, mir zu sagen: nach übereinstimmender Ansicht noch zweier

Aerzte könne der Vater diesmal nicht genesen und sein Lebensende sey nahe. Ich hatte mich damals so weit durchgearbeitet, daß ich den Eltern ein sorgenfreies Alter sicherte, sie im Winter bei meiner verheiratheten aber kinderlosen Schwester, im Sommer in der Hasenhaide wohnten, nur mit ihrer Pflege und Erholung beschäftigt. Es that mir um so mehr weh, daß mein Vater, der unter Sorgen, Last und Leiden alt geworden war, nicht noch einige Jahre besserer Verhältnisse sich erfreuen dürfe. Ich hatte ihn fast täglich besucht und freilich auch wahrgenommen, daß bei der jetzigen Krankheit die Gefahr sich steigerte; doch hoffte ich auf Genesung. Die Mittheilung des Arztes raubte mir diese Hoffnung und sie wurde, als ich sogleich zum Vater hineilte, nicht gehoben: ich fand ihn völlig entkräftet und meine Gedanken beschäftigten sich nur mit ihm. In dem unruhigen Schlaf der nächsten Nacht sah ich nun im Traum eine Gestalt an meinem Bette stehen, angethan mit der Kleidung, die auf ein vergangenes Jahrhundert deutete und über welche ein weißes Gewand geworfen war, so daß ich nur an Haupt und Brust die alterthümliche Tracht gewahren konnte. „Du wünschest Deinen Vater" — so hört' ich sprechen — „gerettet und ich will Dir die Mittel angeben, merke wohl auf!" Hierauf nannte mir die Traum-Erscheinung die Namen dreier Pflanzen, und indem ich froh zu antworten suchte: „Ich werde sie aufschreiben!" erwachte ich in fieberhafter Bewegung. Augenblicklich sprang ich aus dem Bett, ging nach meinem Arbeitszimmer, das nur durch einen engen Kaminflur von dem Schlafgemach getrennt war, suchte Bleistift, ergriff das mir zuerst in die Hand kommende Papier — es war der Umschlag eines Briefes von dem geschätzten Dichter Haug — schrieb im Finstern, so gut es sich thun ließ, jene Pflanzen-Namen auf und kehrte dann zur Schlafstätte zurück. — Am Morgen fand ich das Papier, das Geschriebene war auch leserlich — ich bin geübt, mir in der Nacht Gedanken oder Einfälle mit wenigen Worten auf dem Papier festzuhalten — aber meine Stimmung war mit dem Sonnenlicht eine andere geworden, und ich sagte mir: deine Phantasie hat wieder ihr Spiel mit dir getrieben, der Arzt lachte dich aus, wenn du ihm mit diesem Zettel kämest. Und in Wahrheit mußte ich mir gestehen, daß die Bezeichnungen — ich entsinne mich nur, daß „Königskerze" darunter war und ein anderer Name mit „Fackel" begann — ganz so klangen, als hätte mir das Bild eines Leichen-Begängnisses vorgeschwebt. Gegen Abend wurde ich indeß — so ist der Mensch! — doch sinnender über dies Traum-Ereigniß, und erschütternd ernsthaft ergriff es mich, als ich in der folgenden Nacht dieselbe Erscheinung sah und die zürnenden Worte vernahm: „Du weißt jetzt, was Deinen Vater retten kann und zögerst dennoch?" —

In der siebenten Stunde am nächsten Morgen war ich bei dem Arzt, erzählte ihm, was ich hier erzählt habe, und gab ihm den Brief-Umschlag bei der Frage: „Sind dies officinelle Mittel?" — „Ja", erwiederte er, „es sind die deutschen Namen von den Kräutern" — hier gab er die lateinischen Namen an — „und jedenfalls ist das Ereigniß merkwürdig." — „Können Sie meinem Vater einen Trank aus diesen Kräutern verordnen?" fragte ich dann, und nach kurzer Ueberlegung erhielt ich die Antwort: „Ich müßte Eines dabei bedenklich finden, doch hebt sich dies in der Mischung, wie ich glaube; anderntheils wissen Sie, daß ich und zwei meiner Kollegen Ihren Vater für unrettbar halten, weshalb sollte ich ihm also diese Mittel nicht verordnen?" — Sie wurden ihm verordnet und unausgesetzt gebraucht, schlugen aber, wie es schien, nicht an; doch auf jede Bemerkung meinerseits entgegnete der Arzt: „Es sind schon ein paar Wochen vergangen und die Krankheit hat sich in keiner Weise verschlimmert, bleiben wir bei diesem Trank!" — Und die Genesung erfolgte wirklich, so daß mein Vater noch mehrere Jahre lebte und es bis über die Siebzig brachte. —

War dies ein „Hereinragen der Geisterwelt in die unsrige"? — Diese Frage beantworte ich abermals mit einem entschiedenen: Nein! Ich habe schon darauf hingewiesen, daß die Pflanzen-Namen etwas von phantastischer Mahnung an ein Leichen-Begängniß hatten, aber es gesellt sich dazu eine Erinnerung, die schwerer wiegt. Mein Großvater von väterlicher Seite war Arzt und Kreis-Physikus im Henneberg'schen, wo überhaupt die Familien-Vorfahren seit dem dreißigjährigen Kriege wohnten, nachdem ein Ureltervater, Schwede von Geburt, mit verändertem Namen sich dort niederließ, wegen einer von seinen Verwandten nicht gebilligten Heirath. Jener Arzt und Kreis-Physikus starb früh, noch ehe sein Sohn der Schule entwachsen war, und ich entdeckte einst die von ihm nachgelassenen Bücher in einer Kiste, die auf dem Boden stand. Nun gab es kein Buch, das ich ungelesen ließ, wenn es mir in die Hände fiel, und hier fesselte mich nächstdem ein besonderer Reiz. Außer den eigenen Tagebüchern des Großvaters, die viele Rezepte enthielten, fand ich medizinische, astrologische, alchymistische und nekromantische Werke, die ich allesammt durchstöberte, mich in manches Abenteuerliche vertiefte, was mir den Kopf verwirrte. Des Menschen Geist hat nun allerdings in sich selbst noch Vieles, was uns erst begreiflich werden soll, und Manches, was in unsrer Erinnerung wie begraben lag, taucht auch wohl einmal plötzlich, ohne daß man die klare Verbindung finden kann, wieder auf. Mein Großvater galt für einen sehr geschickten Arzt, und ich weiß, daß ich erstens an solchen Rezepten, die seinem Tagebuch zufolge sehr wirksam gewesen waren, eifrig studirte, zwei-

tens aber unter seinen Heften auch eines vor mir hatte, worin neben den lateinischen die deutschen Namen der Heilkräuter angegeben waren. Gewiß gedachte ich bei der gefährlichen Krankheit meines Vaters auch des Großvaters, und in medizinischer Beziehung waren jene Pflanzen-Namen Erinnerung aus den Tagen, wo ich mich lebhaft mit des Letzteren Büchern beschäftigte, sogar die alterthümlichen Spuren an der Traum-Erscheinung weisen auf eine solche Erinnerung hin. Nach meiner Ueberzeugung steht also mein damaliges Phantasie-Gebilde in Verbindung mit den Büchern der erwähnten Kiste, von der ich leider nicht weiß, wo sie geblieben ist. Soll aber hierbei von einem geistigen Hereinragen die Rede seyn, so ist es nur das aus einer Zeit zur andern; es wirkte hier der Geist, den der Großvater auf Erden zurückließ, es wirkten sein thatfähiges Wissen und seine Erfahrung, die noch hülfreich wurden, als ein Etwas davon aus dem verdämmerten Hintergrunde meines Gedächtnisses durch die Gedanken-Richtung auf den einen Punkt, die Rettung meines Vaters, wieder auftauchte und mir im Traume das andeutete, was einst bei ähnlichen Krankheitsfällen mein Großvater mit Erfolg als Heilmittel benutzt haben mag. —

Ich darf sagen, daß ich alles Mögliche, bis in's Tolle hinein, versucht habe, „das Reich der Geister aufzuritzen", um mit Schiller zu reden; denn ich war durch das Lesen der vielen mystischen Werke im Kindesalter zum Glauben an zahlreiche Wunderlichkeiten verführt worden, und nur der endlich durchgreifende Entschluß: den Glauben einzig da anzuknüpfen, wo ich mit meiner Einsicht und Vernunft keinen Weg mehr sehe, um weiter zu kommen, brachte mich dahin, das augenblicklich Unerklärliche noch lange nicht für unerklärbar zu halten, wenn es meinen Begriffen sich nicht erschließen will. Jenen Entschluß aber hat mir schon eine Jugend-Verirrung aufgenöthigt, die ich hier noch mittheile, damit man erkenne, in welchem Grade ich verführt und gläubig war. Im Hause meiner Großmutter, wo ich die Bücher-Kiste fand, bekümmerte sich Niemand sonderlich um mich; aber eine kleine halbe Stunde davon wohnte mir ein Freund, der mir in meinem Lerndrange beistand und mich in Mehrerem unterrichtete: der Pastor Martini, den ich sehr lieb hatte, und der mich manchmal hinsichtlich meines Wunderglaubens neckte. Nun las ich in einem der Bücher: man könne genau vernehmen, was Andere von Einem sprechen, wenn man sich so abhungerte, daß ein Verhungern nahe und der Geist dann den Körper fast überwunden habe. Ich war Narr genug, darauf einzugehen; ich darbte und hungerte in kläglichster Weise, ohne selbst Martini etwas davon zu sagen, obwohl er und seine Frau mir mehrmals in diesen

Tagen äußerten: ich sähe sehr hinfällig aus. Allabends legt' ich jedoch ein Stück Brod neben ein Glas Wasser mir in die Nähe, um, wenn ich bemerkte, jetzt käm' es zum Verhungern, die Rettung bei der Hand zu haben. Eines Sonnabends hört' ich dann, bevor ich einschlief, wirklich ein Gespräch, welches Pastor Martini mit seiner Frau über meine Wenigkeit führte, hört' es deutlich in umständlicher Länge. „So ist's also wahr!" sprach ich zu mir selbst, griff nach dem Brode und dem Wasser und genoß Beides mit großer Behaglichkeit in Erwartung des Triumphes, den ich mir über die Neckereien des guten Pastors Martini gewiß verschafft zu haben meinte. Am Sonntag-Morgen hatte ich auch nichts eiliger, als zu ihm hinzulaufen, ehe er nach der Kirche ging, und bald fuhr ich mit den Worten heraus: „Sie und Ihre Frau haben gestern am Spätabend viel von mir gesprochen!" — „Von Dir, Jungchen?" erwiederte er, „nicht ein Wort! Es war auch nicht möglich, denn meine Frau ist gestern zu ihrer Mutter auf's Gut gefahren, und ich wollte eben zu Dir hinschicken, daß Du Nachmittag mich begleiten mögest; wir werden sie abholen, aber zu Abend dort bleiben und dann mitsammen heim fahren." — Ich fiel aus all meiner Weisheit und erzählte nun Martini offenherzig, was geschehen, wonach er dann eine scharfe, aber wohlverdiente Strafpredigt anschloß, die indeß mit sehr wackern Vorschlägen zur Herstellung meiner Vernunft endete. Das war ein erstes Sturzbad zur Reinigung von der gefährlichen Thorheit, die mich befallen hatte, und der redliche Pastor ließ noch Manches folgen, was ihm Gott lohnen möge!

Später suchte ich in schätzenswerthen Schriften über die inneren Zustände und Wandlungen des Menschen mir Licht zu verschaffen, muß jedoch bekennen, daß unsre Seelenlehre noch oft genug an ergrübelten Voraussetzungen leidet, in Sinn und Wort vielfach der klaren Einfachheit entbehrt. Vor Allem aber ist nicht zu vergessen, daß ein gesundes Seelenleben auch eines gesunden Körpers bedarf und die redlich gemeinte Wundergläubigkeit bei der Untersuchung meist auf ein krankhaftes Wesen hinleitet.

Ueber den hier berührten Gegenstand jetzt zu sprechen wurde ich besonders veranlaßt dadurch, daß man eben wieder in den Zeitblättern von Hellseherei, Weissagungen und Zubehör anscheinend ernstliche Mittheilungen findet, und da es am allerleichtesten ist, die Völker tiefer noch hinab zu drücken in den Aberglauben, wenn sie im Unglück und Elend sind, diese aber jetzt eine weit verbreitete Uebermacht haben, so wollte ich mit den berichteten Erlebnissen einen Beitrag geben, um die etwa von Neuem bezweckte frömmelnde oder partei-absichtliche Verdummung abwehren zu helfen. Ich bin innigst davon überzeugt, daß im irdischen Da-

seyn kein Beweis von dem Eröffnen eines Jenseits zur erkennbaren Verbindung mit dem Menschen Stand hält, vielmehr alle Angaben darüber in bester Auslegung Selbstbetrug sind. Was aber Prophezeiungen und Dergleichen betrifft, sag' ich mit unserm großen Dichter: „Vermauert ist dem Sterblichen die Zukunft!" — wenigstens so weit, als man nicht aus den Vernunftschlüssen, die durch das Vergangene sich feststellten, auch wieder durch Vernunftschlüsse bis zu einer Wahrscheinlichkeit des Kommenden einzudringen vermag. Und dabei wird dennoch oft genug an Irrthümern kein Mangel seyn! — Wer sich aber mit seinem Verstande etwa so in's Quere versteigt, daß er Unsichtbares zu sehen, Unhörbares zu hören vermeint, bei dem ist's kein Wunder, wenn er nirgends die Grenze zwischen dem Wahren und Irrigen, zwischen dem Möglichen und Unmöglichen zu finden weiß, und endlich wohl gar sich einbildet, das Weltall komme zuweilen nur Seinetwegen aus aller Ordnung, um ihm Geheimnisse anzuvertrauen, die es den Millionen von Menschen vorenthält. Das ist denn eben nichts als ein sündhaft anmaßlicher Glaube, obwohl man ihn Jahrhunderte hindurch bis auf unsre Tage oft genug heilig gesprochen hat. Gz.

Zeit-Standpunkte.

(Am 15. September.)

Deutschland.

Die jetzigen preußischen Kammern geben im Ganzen ein Beispiel von Einsicht und Besonnenheit in dem Bestreben, die ordnungsmäßige Freiheit des Volks zu stützen, dessen Wohlfahrt wieder mehr zu beleben, und — was zu solchem Zwecke nothwendig ist — die Revolutions-Gelüste der Schwärmer, Ehr- und Machtsüchtigen zu zügeln und zu überwinden. Die Schritte Preußens in den deutschen Angelegenheiten haben dem, von den Umsturz-Männern bekämpften, gehaßten und geschmähten Ministerium Brandenburg-Manteuffel mehr und mehr Anerkennung bei Denen verschafft, die nicht in Einseitigkeit eben nur ihren Willen haben und von ihrer Verbissenheit, oder im minder schlimmen Falle von falscher Schlußfolge und dem Partei-Eigensinn nicht lassen wollen. Die bedeutendsten Zeitungen des Auslandes — wir nennen nur den Londoner „Globe" und das „Journal des Débats" — sprechen es aus, das preußische Ministerium habe eine verdienstliche Thätigkeit entwickelt nach innen, und eben so in Bezug auf die gewünschte Einheit Deutschlands, wie in dem Kampfe mit den Widersachern dieser Einheit auf deutschen und anderen Thronen, eine Stellung ein-

genommen, die von Einsicht, Kraft und gutem Willen zugleich zeuge. Das Alles thut's aber noch nicht und unsrerseits hegen wir noch keinesweges große Hoffnungen, daß die deutsche Einheit — auch nur so weit sie überhaupt möglich — zu erreichen sey. Ein übler Erfolg wäre dann — wir haben dies schon im ersten Bändchen dargelegt — überwiegend die Schuld Bayerns; und es scheint nicht, als wolle dessen König und die Mehrheit der Landtags-Versammlung die eigensüchtige Leidenschaftlichkeit bezähmen. Die Thronrede, womit der König von Bayern am 10. September den Landtag eröffnete, ist bei allem Schein von Deutschheit im höchsten Grade undeutsch. Der Bewegung im Volk werden Schmeicheleien gesagt, dann fügen sich die ganz gewöhnlichen Redensarten von (nicht besonders merkbarer) freier Entwickelung im Innern und Kräftigung des Gesammt-Vaterlandes an. Hiernach folgen doch etliche Klagen über das Verderbliche in den Bestrebungen der Zeit, wieder mit Redensarten ummäntelt, und weiterhin kommt der König auf eine deutsche Gesammt-Verfassung, wobei ihm beliebt, das Unmögliche zu wollen, weil das gut klingt und dadurch seine, für Oesterreich handhablich gehaltene Widerständigkeit am bequemsten fortzusetzen ist. Vom Drei-Königsbund ist eben so wenig die Rede als von einem wohlverdienten Dank an Preußen wegen der Pfalz und der Hülfe in der Noth. Die Rede des Königs von Bayern ist demnach bei allem Schein von Deutschheit im höchsten Grade undeutsch und umgeht mit Wortwenderei die Pflichten, welche Bayern in Bezug auf Preußen anerkennen und mit ihm verbündet das rechte Ziel im Auge haben sollte. Preußen gehört an die Spitze von Deutschland, und kommt Preußen nicht an die Spitze, ist die ganze Einheits-Geschichte eine Komödie von Irrungen und Täuschungen. Die Vorzeit der Wittelsbacher giebt uns viele Beispiele, daß sie von Deutschheit nichts wußten, wenn die Undeutschheit Vortheile bot, und überdem wurde in Bayern oft genug und dauernd die Verfinsterung des Geistes im Volke begünstigt. Es sollte also dem Könige von Bayern daran gelegen seyn, die früheren Sünden seines Geschlechts zu sühnen, nicht zu vermehren; er sollte dazu helfen, den, einer begriffslosen Menge der Süddeutschen eingehetzten und eingeprägten albernen Preußenhaß durch Aufhellung des Wahren und Nothwendigen zu überwältigen. Thut er dies nicht, wird ihn dereinst die Geschichte zur Rechenschaft ziehen, wenn nicht früher schon eine bessere Erkenntniß im Volk dies Geschäft übernimmt. Dazu ist aber wenig Aussicht, weil die Parteien unter den Abgeordneten des Landtages gleichfalls das Allgemeingefühl für Deutschland meist nur vorspiegeln, um die verschiedenen Einzeln-Absichten durchzusetzen. Wüßte jedoch Bayern, was es bezwecken sollte und griffe es mit ehrlich

deutschem Sinn und Muth ein, dann schlösse sich Württemberg unzweifelhaft an und Oesterreich würde nun eben so unzweifelhaft so nah als möglich zu Deutschland treten, was immer sehr zu beachten und wünschenswerth wäre. Preußen an die Spitze! — das ist aber die einzige Hoffnung, zur möglichsten Einheit in Deutschland zu kommen, alles Andere führt mehr oder minder in die Zersplitterung der Volkskraft. Preußen an die Spitze! — in seinem ernsten Willen liegt uns auch die Bürgschaft, daß es Rußland, Frankreich, und England, und überhaupt den Staats-Verträgen von 1815 gegenüber die Ehre und Macht des deutschen Volks mit ausreichender Kraft mannhaft bewahren würde, wenn nur nicht die Widerständigen Süd-Deutschlands in eitler Eifersucht und mit dem Behelf schlauer Verdächtigung Preußens das Gesammt-Vaterland dem Zwiespalt überlassen. Aber auch in diesem schlimmsten Fall darf, nachdem (außer Bayern, Württemberg und Deutsch-Oesterreich) alle deutschen Länder sich dem Drei-Königsbund anschlossen — wenn auch leider nicht überall in wandelloser Ansicht — von einem streng abgegrenzten nord- und süd-deutschen Bunde nicht mehr die Rede seyn. Beharrt Bayern in seiner Verkehrtheit, mag es mit Württemberg und Oesterreich sich abtrennen, alle übrigen dem Drei-Königsbund beigetretenen Länder muß derselbe festhalten; die sich Absondernden mögen dann durch die sich selbst zugezogenen Nachtheile zur Besinnung und Belehrung kommen! — Die preußischen Kammern aber mögen zu dieser Aufgabe für alle andern Kammern ein ritterliches Vorbild seyn und dem großen Zweck nichts abdingen lassen, was irgend zu erhalten ist, damit, wenn das Ziel dennoch verfehlt wird, das Volk und die Geschichte erkennen: Preußen trage nicht die Schuld!

Oesterreich.

Ueber die Stellung Oesterreichs zu Deutschland haben wir schon gesprochen, und der Glaube, daß es jetzt williger sey, die Einheit der deutschen Stämme vermitteln zu helfen, ergeht sich hier und da in Zeitungs-Berichten. Uns kommt aber dieser Glaube, wie angenehm er uns wäre, noch nicht näher in den Sinn, nachdem wir in Bayern das Sprachrohr des Kaiser-Staats vernahmen, dessen Vertrauen zu jenem wohl nicht besonders feststehen kann im Angedenken der ehemaligen österreich-bayerschen Händel vom Jahr 1804 bis zum Rheinbunde. Daß aber Oesterreichs Ansichten in Bezug auf die deutschen Wirren schroffer geworden seyn sollten, seit der Aufruhr in Ungarn gebändigt ist, können wir auch nicht für wahr halten, weil damit immer erst der roheste Kampf das einstweilige Ende erreichte und Oesterreich für sich, um zu einer leidlichen inneren Verbindung zu kommen,

noch unabsehbar viel zu thun hat, mithin in den deutschen Nachbarländern die Unruhe nicht wach erhalten sollte. Dies ist rückwirkend und könnte zuletzt dem kaiserlichen Länder-Stückwerk von verschiedenen Seiten sehr gefährlich werden, zumal bei einem Finanz-Zustande, der nur Papierschnitzel kennt und Luft mit Versprechungen gefüllt für große Capitale ausgiebt. Wir wünschen Oesterreich Heil und Glückseligkeit, zweifeln auch nicht daran, daß seine Minister über Deutschland und namentlich über Preußen besser unterrichtet sind als seine Zeitblätter, die großentheils zu ihrer ungeheuern Schmach die greulichste Unwissenheit und Unverschämtheit bekunden über Preußen, das trotz der von Umsturz-Handlangern im Jahr 1848 herbeigezogenen polnischen Wirthschaft und der dadurch entstandenen schweren Verluste an Eigenthum und Sitte noch immer der geordnetste Staat weit in der Runde ist. Darf man aber gewiß annehmen, Oesterreichs Ministerium sey wirklich unterrichtet, weiß es daß man preußischer Seits dem Kaiserstaate alles Gute gönnt, ihn in Hoheit und Ehren sehen will, daß man aber demnächst in Preußen keine Ursache hat, Oesterreich zu fürchten, dann wär' es doch auch rathsam, Preußen die ihm in Deutschland gebührende, zu dessen Friedlichkeit und Erhebung nothwendige Stellung nicht nur zu gönnen, sondern sie im eigenen Vortheil Oesterreichs, damit dessen innere Haderei um so eher geschlichtet werden könne, zu wünschen und zur Erreichung dieses Ziels möglichst beizutragen. Das wäre eine gesunde, großartige und segensvolle Politik, während Oesterreich sich jetzt in einer kleinlichen, beschränkten und mißwollenden Absichtlichkeit umtreibt. — Der Wendung des Kampfes in Ungarn freuen wir uns in herzlicher Aufrichtigkeit, und zwar ebenso hinsichtlich Oesterreichs und Deutschlands wie Ungarns selbst. Wir haben in den Kossuth'schen Aufregungen weder Redlichkeit noch ein Mittel zur Verbesserung der ungarischen Volks-Zustände erkannt, und trotz der gewaltigen, für die Ungarn so vortheilhaften Sieges-Nachrichten, denen wir freilich leicht abmerkten, daß sie großentheils zum Zweck weiterer Aufwiegelungen erfunden waren, den Untergang dieser Magnaten-Unternehmung nie bezweifelt, sind auch überzeugt, daß die jetzigen Versuche der Umsturz-Handlanger, Görgey zum Verräther zu machen, alles Grundes entbehren. Die Volksmasse in Ungarn war (wir verweisen wieder auf das erste Bändchen dieser Schrift) betrogen, und der Umschlag der Stimmung trat ein, als durch die Kossuth'sche Erklärung: das Haus Habsburg habe in Ungarn zu regieren aufgehört, der leicht gereizten und schwer der Täuschung durchschauenden Menge doch ein Dämmerlicht darüber aufging, um was es sich eigentlich handele. Görgey, der schon jener Erklärung Widerspruch entgegensetzte, wußte und sprach es endlich offen aus, daß er sich auf sein Heer nicht mehr verlassen könne, er also einen weiteren Kampf mit der

Uebermacht, die ihn strategisch bereits überwältigte, nicht wagen dürfe, und was er nun that, war eben so klug als menschlich, denn er hätte nur vergeblich noch Menschenleben opfern können. Daß Görgey unter solchen Umständen dies verhinderte, wird ihm die Geschichte rühmlich anrechnen, unbekümmert um die den Aufregern zur Beschönigung ihrer Lügen beliebende Verfälschung der Görgey'schen That. Wie aber wird es nach der Niederwerfung des Aufruhrs den Ungarn ergehen? Besser als sie es bei einer errungenen Herrschaft Kossuth's und der Magnaten irgend erwarten konnten. Ungarns fester Anschluß an das Gesammtland Oesterreich ist für beide Theile ein Glück. Das selten ruhige, seit langer Zeit aber mit polnischer Zuthulichkeit stets zum Aufstande angehetzte Ungarn war ein ansteckungs-krankes Glied des Reichs, und bei rechter Pflege wird es mit diesem gesunden. Das läßt sich hoffen aus dem Beschluß, in Ungarn vor Allem die Schulen zu verbessern, die in ihrer bisherigen Mangelhaftigkeit unübertroffen sind. Ein Volk, das durch die Schuld seiner nach alter Verfassung ihm zur Last aufgelegten Herren noch so zurücksteht in der Fähigkeit zur streng gesetzmäßigen Freiheit, muß von unten auf zu dieser Fähigkeit angeleitet werden, und dies trifft in Ungarn nicht etwa nur die Bauern (der Bürgerstand besteht dort meist in Ansiedlern aus der Fremde), die Mehrheit Derer, die mit Stolz sich und Andern täglich sagen: „Nemes-ember vagyok!" (Ich bin ein Edelmann!) wetteifert mit Jenen in der Unwissenheit. Will nun aber Oesterreich die Besserung der ungarischen Verhältnisse bei der Schule anfangen, mag dies erstens mit heiligem Ernst zur Erhebung des Menschenwerths geschehen; zweitens aber hätte man in andern Bereichen dennoch gleich diejenigen Umschaffungen, welche noth thun — und deren sind nicht wenige — mit Gründlichkeit zu beginnen. Vorweg soll man jedoch auch hier die Amnestie für Gesinnungs-Irrungen nicht vergessen; denn haben die letzten ungarischen Machthaber — in früherer und jüngster Zeit — allerdings viel gesündigt, ebenso in Unterlassungen wie in Thaten, die österreichische Regierung hat nicht wenig dazu beigetragen, weshalb denn ein gegenseitiges Vergeben und Vergessen — nächst dem Vermeiden altüblicher Sünden — nicht nur rathsam, sondern sogar Pflicht und Schuldigkeit ist.

Schweiz.

„Ein Nachbar in der Nähe ist besser als ein Bruder in der Ferne!" spricht der weise Salomo, meint aber begreiflich nur den „getreuen Nachbar", denn andrerseits ist Hesiod in vollem Recht mit dem Gegensatz: „Der schlimme Nachbar ist ein Fluch, ein Segen vom Himmel der gute!" — Die Schweiz ist eine Nachbarin in der Nähe, von ihr müssen wir aber gradezu sagen: so, wie sie schon seit Jahren, noch vor den knabenhaften

Heldenthaten Hecker's und Struve's, geschlagenen Andenkens, sich gegen Deutschland benommen hat, gleicht sie einem alten hadersüchtigen Weibe, das wirklich den Fluch herausfordert, weshalb man es also mit jedem Mittel, sollt' es auch das kräftigste seyn müssen, unschädlich zu machen hat. Die Schweiz ist Deutschland Dank schuldig für die Befreiung vom Napoleonschen Joch, sie selbst konnte sich nicht helfen. Und was that die Schweiz? Sie sah zu, als man auf ihrem Grund und Boden gegen Deutschland Mord- und Raub-Anfälle — denn andere Namen verändern die Sache nicht! — vorbereitete, und wenn die Mord- und Raubzüge in Deutschland vollbracht und nicht weiter auszuführen waren, bot die Schweiz den Verbrechern Schlupfwinkel, damit sie Kräfte sammelten, um gelegentlich ihre Greuel wiederholen zu können. Wir wissen auch, was Gastfreundschaft ist; wenn wir aber an der deutschen Grenze der Schweiz Leute sich ansiedeln ließen, die schon mehrmals die Eidgenossenschaft, um ihr etwa eine beliebige andere Verfassung aufzunöthigen, mit Mord und Brand heimgesucht hätten, Desgleichen zu thun auch ferner beabsichtigten, so würden die Schweizer dies nicht mit Gastfreundschaft vermengen, sondern ganz andere Worte und Werke dafür haben, mit vollem Recht, wenn sie zumal wahrnehmen müßten, die Mehrheit dieser Aufruhrs-Anfacher und Gelegenheits-Erlaurer sey ein aus allen Ländern herbeigeströmter Haufe Derer, die nicht gern bei der Arbeit, sehr gern aber da zugreifen, wo das Erworbene Anderer ihnen zugänglich wird. Wir geben einzelne Ausnahmen zu, aber auch diese führen uns Leute vor, schuldbeladen durch hirnlose Verkehrtheit. Selbst zu diesen Besseren, zu einem Theil Jener, die bei ihrer Ueberspannung im Frankfurter Parlament den Kopf gänzlich verloren und sich als Rumpf nach Stuttgart verschicken ließen, hätten die Schweizer etwa zu sagen: „Hört, Ihr Flüchtlinge, einmal die offene Wahrheit! Euch war in Deutschland plötzlich eine höchst wichtige Stellung gegeben; eine anfangs sich selbst die Herrschaft anmaßende, dann von Volk und Fürsten in dieser Herrschaft bestätigte Versammlung, wie Ihr es waret, ist in der Geschichte der Deutschen noch gar nicht dagewesen. Ihr hattet volle Freiheit und Macht, mit Eurem Geist die Verschrobenheit der Zustände und die durch giftige Einstreuungen schwer erkrankte Volks-Wohlfahrt zu heilen; Ihr habt die rechte Zeit versäumt und eben so die Mittel — obwohl sie einfach und nutzbar in wenigen Sätzen sich darlegen ließen — wie den Zweck verfehlt. Euer Wirken war kein erbauendes, sondern ein zerstörendes, und damit dies gar nicht bezweifelt noch geleugnet werden könnte, maßtet Ihr Euch, da Euer Geist unzureichend war, die Gewalt an, ohne zu begreifen, daß sie ebenfalls unzureichend seyn würde, was

doch jeder etwas mutterwitzige Schüler in der Politik begriffen hatte. Ihr glaubtet in Eurer Kurzsichtigkeit, das Volk hinter Euch zu haben, da Euch doch nur Die folgten, welche durch Eure Klubbs und Versammlungen Fortschritte in der Dummheit gemacht hatten und sich nun zu Eidbruch, Raub und Mord verführen ließen. Ihr habt Euer Vaterland nicht erhoben, sondern erniedrigt; Ihr habt ihm nicht schwere Wunden geheilt, sondern noch schwerere und gräßlichere geschlagen, und das geflossene Bürgerblut kommt auf Euer Haupt. Ihr indeß meint noch Recht zu haben, wollt nach der Erfahrung, daß Ihr mit dem Geist nicht zu schaffen, mit der Gewalt nicht durchzudringen vermochtet, in Eurem Dünkel Euch fortwährend für Weltverbesserer, für Helden halten, und sinnt darauf, abermals in Euer Vaterland einzubrechen! Nach dem Allen habt Ihr auch offenbar die in der Schweiz Euch gewordene Gastfreundschaft mißbraucht, und wollen wir Euch nicht ausliefern, müssen wir doch in Uebereinstimmung mit Deutschland verlangen, daß Ihr uns verlaßt. Dürften wir gleich Manchem von Euch mit Schiller's Worten, die er den Tell zu Johannes Parricida sprechen läßt, zurufen: „Fort! Wandelt Eure fürchterliche Straße, laßt rein die Hütten, wo die Unschuld wohnt!" so haben wir dies nicht gethan, sondern Euch Obdach und Ruhe gegönnt zur Ueberlegung; jetzt aber heißt es, wieder nach Tell's Worten: „Und wenn Ihr geht, so wenden wir die Augen, daß sie nicht sehen, welchen Weg Ihr wandelt!" Das ist Alles, was sich für Euch thun läßt, mehr, als Ihr zu begehren habt, und damit seyd Gott, so wie der Erkenntniß und Besserung empfohlen!" — So oder ähnlich hätten die Schweizer zu sprechen, und sie werden es hoffentlich thun. Wenn nicht, wird Deutschland wissen, welcher Ton hier anzuschlagen ist. Wir Deutsche dürfen es jetzt am wenigsten dulden, will man uns mißachten oder trotzen, denn wir haben die nöthigen Mittel, aus einer übermüthigen, uns hohnneckenden Nachbarschaft eine nachgiebige und ehrsame zu machen, sobald wir unsrer Langmuth Ende spüren.*)

*) Wie wir an den neuesten Meldungen bemerken, befleißigen sich, nach einschreitender Anordnung des Bundesraths, mehrere Kantone wirklich der Nachgiebigkeit, woran sie sehr wohl thun, auch für sich selber. Was aber jetzt der Augenblick gebietet, möge in alle Zukunft hinein ja nicht wieder vergessen werden, denn Deutschland muß von der Schweiz die gute Nachbarschaft fordern!
D. R.

Frankreich und Italien.

Der Präsident Louis Napoleon Bonaparte hat an den Obersten Ney in Rom einen Brief geschrieben über die Auge-

legenheiten im Kirchenstaat, und dieser Brief gab allen Zeitungen Anlaß mit ungeheuer vielen Worten und einer Menge verschiedener Ansichten ihre Spalten zu füllen. Uns ist jener Brief ohne besondere Wichtigkeit, weil er ohne Einfluß ist, mithin kürzer besprochen werden konnte. Louis Bonaparte äußerte: „Die französische Republik" (das heißt: jenes Ding, was nicht zu entdecken ist), „sandte nicht ein Heer nach Rom, um die Freiheit zu erdrücken, sondern zu regeln." Schön gesagt! — aber es hastet, gab und giebt in Rom noch keine ehrliche Freiheit, sondern unbrauchbare Voraussetzungen und Uebergriffe, welche eine, nach dem Standpunkte der Bildung — in offenem Deutsch der Verwahrlosung — des Volks geregelte Freiheit unmöglich machten. Von Frankreichs Präsidenten, nachdem er gesagt, was er nicht will, erfahren wir dann auch, was er will, nämlich: „Allgemeine Amnestie" — also Sünden-Ablaß im Großen auch in Betreff der Mordthaten — „Verwaltung durch weltliche Beamte, Einführung des Code Napoleon und freisinnige Regierung." — Die Amnestie wünschen wir — und wohl zu merken gleich und überall — so weit als möglich ausgedehnt, nur nicht auf Thaten, die jeglicher treu gemeinten Gesinnungs-Richtung zu jeder Zeit nichtswürdige Verbrechen sind und bleiben. Unfolgerecht ist auch die Forderung des Präsidenten, da man in den neuesten französischen Stürmen die „allgemeine Amnestie" nicht bewilligt hat! — Die weltliche Verwaltung durch die geistlichen Herren war höchst selten eine dem Wohl und dem geistigen Fortschritt des Volks zuträgliche, sie sollte demnach allerdings beseitigt werden. Die augenblickliche Einführung des Code Napoleon in Bausch und Bogen möchte jedoch nicht grade das Rathsamste seyn; eine freisinnige Regierung ist aber — und wieder überall — unzweifelhaft rathsam. — Wie gut indeß der französische Präsident die Sache überlegt haben mag, er vergaß — sehr unvorsichtig! — daß die jetzigen Zustände Frankreichs nicht der Art sind, um dessen Rathschläge als Muster, dessen Einfluß als durchgreifend erachten zu können. Sein Brief findet von allen Seiten Widerspruch, und hinsichtlich der Politik der Staaten ist es gewiß bald gleichgültig, ob er ihn schrieb, ob nicht. Er wurde auch offenbar nur geschrieben, um für den Präsidenten günstig zu wirken in Frankreich, wo er gern allen Parteien gegenüber die Machthaber-Stelle sich bewahren und legitim werden möchte. Wir zweifeln, daß es ihm gelingt, glauben vielmehr, die Monarchie werde sich gelegentlich in andrer Weise wiederherstellen; denn auf seinem jetzigen Wege kommt Frankreich im Innern nicht zur Ordnung, nach außen also nicht zu dem ihm gebührenden Ansehen. Wie man dort über das neueste Machwerk einer sogenannten Republik denkt, das ersieht man sehr deutlich aus einem Urtheil der Pariser Jury. Der Redakteur des „Journal du Peuple" war angeklagt, weil er hatte drucken las-

sen: „Wir scheuen uns nicht, gegen diese Republik lauten Widerspruch zu erheben, denn sie ist nichts als eine frevelvolle Raubthat und eine nichtswürdige Taschenspielerei!" Die Jury aber sprach diesen Redakteur frei, denn sie konnte sich's nicht verbergen, daß er — gleichviel aus welcher Absicht — die Wahrheit gesagt hatte. Wie tief aber diese Wahrheit in's französische Volk gedrungen ist, das zeigte uns die letzte National-Versammlung. Trotzdem, daß sie aus dem allgemeinen Wahlrecht, der wirksamsten Handhabe der Aufwiegler, hervorging, war die Mehrheit entschieden willig für alle beschränkenden Ausnahme-Gesetze; sie vertrieb die Widerständigsten und überstimmte die Selbstsüchtler, welche unter dem Vorwande der Volks-Alleinherrschaft die Macht an sich zu reißen suchen. So weit haben es die neuesten Revolutions-Männer gebracht, daß die Franzosen, nachdem Jene Zustände herbeiführten, die im Jahr 1789 wenigstens nicht ärger waren, sich in der Zerrüttung aller Verhältnisse sogar eine Gewaltherrschaft gefallen ließen, wenn sie nur aus ihrer Unsicherheit, ihrem Elende, ihr Wort und Einfluß in den europäischen Staats-Angelegenheiten wieder zu der Geltung kämen, die Frankreich beanspruchen darf. — Man wird's erleben, daß der erwähnte Brief des Präsidenten, obwohl für den Kirchenstaat bedeutende Opfer gebracht wurden von Frankreich, spurlos vorübergeht, sey er auch insofern im Recht, als der Wiederbeginn der päpstlichen Herrschaft unsre Hoffnung, diese werde eine kluge seyn, sehr verringert hat, während wir bereits andeuteten, daß nicht unbedingt und nicht ohne die nöthigen Uebergänge, in welchen die Menge für das unbeschränktere Maaß der Freiheit erst zu erziehen ist, die Forderungen des Präsidenten sich annehmen lassen. Die päpstliche Herrschaft scheint aber keineswegs an die Grundlegung zu einem freien Staat, an eine tüchtige geistige Erziehung, zu denken, sondern wieder mit Bann und Glaubenszwang sich helfen zu wollen. Vielleicht würde die päpstliche Herrschaft, nach der mißglückten Freiheits-Komödie Pius des Neunten, eher ganz Europa in die wildesten Bürgerkriege stürzen, ehe sie nachgiebt, was der Präsident **Bonaparte** will, der übrigens nicht daran gedacht hat, daß in Frankreich der Geistlichkeit auch noch nicht die tüchtige geistige Erziehung abzuringen war, ohne welche die wahre Freiheit stets unbegriffen, also schädlich, und ohne alle Stützen seyn wird. — Wahr ist's freilich, auf rechter Bahn wäre der Wahn einer Alleinseligmacherei nicht zu halten; Papst und Cardinäle könnten sich aber sehr irren, wenn sie meinten, ohne Weiteres den Krebsgang üben zu können. Der Kampf, der einst Jahrhunderte hindurch zwischen den Hohenstaufen und den Päpsten wüthete, hat sich jetzt in Italien selbst erhoben und fortgesetzt, ist bis an die Pforten des Vatican gedrungen, und es könnte geschehen, daß diese Pforten eines Tages für die geistliche Zwangsherrschaft gänzlich verschlossen würden.

Die Herren Cardinäle arbeiten rüstig auf solchen Erfolg hin, und es müßte ihnen doch klar geworden seyn, daß die alleinseligmachende Kirche entweder die Verdammniß der Vernunft oder sich selber aufgeben und dieser das Feld räumen müsse. Dies könnte, wenn es plötzlich sich ereignete, bei der begriffslosen Menge wieder nur Unheil erzeugen. Möge also die päpstliche Herrschaft — und die geistliche überall — für die durch die Zeit-Ereignisse empfangenen guten Lehren ja nicht verstockt seyn, sondern sie zur Allmäligkeit des Fortschritts benutzen! Gtz.

Bücherkunde.

I. Von Gustav Schlesier's vortrefflichem Werk **„Erinnerungen an Wilhelm von Humboldt"** (Stuttgart, Franz Heinrich Köhler) erscheint eine zweite Auflage. Biographieen von gleichem Werthe wie diese, bedeutend in Bezug auf den geschilderten Charakter, bedeutend in Bezug auf die vielseitige, plastische Schilderung, gehören nicht allein in der deutschen Literatur, gehören in allen Literaturen zu den Seltenheiten. Der Verfasser führt uns Humboldt's Jugend- und Lehrjahre, die erste Gestaltung seiner Lebensverhältnisse und seines Charakters, sein frühstes Wirken, seinen innigsten Verkehr mit Schiller und Goethe und seine Theilnahme an ihrem Wirken im ersten Bande vor Geist und Herz. Der zweite Band beginnt dann mit den Reisen Humboldt's und seinem Aufenthalt im Ausland. Das Leben in Paris, die spanischen Reisen, der Wiedereintritt in den Staatsdienst, die römische Gesandtschaft ziehen an uns vorüber. Der nächste Abschnitt des zweiten Theiles zeigt Humboldt als Chef des Kultus und des öffentlichen Unterrichts in Preußen, 1809 und 1810. Seinen Antheil an der politischen Wiedergeburt des Staats, die von ihm ausgehende Auffrischung des geistigen Lebens und Reform der Erziehung, die Gründung der Universität Berlins umschließt dieser Abschnitt. Der folgende führt Humboldt's Leben weiter durch seine politischen Geschäfte bis zu seinem Ausscheiden aus dem Staatsdienst (1819): wir erleben die Gesandtschaft zu Wien, Humboldt's Thätigkeit auf den Kongressen zu Prag und Chatillon, bei den Pariser Friedensschlüssen, auf dem Kongreß zu Wien, dann zu Frankfurt und London, sein Ministerium und seine Theilnahme an dem innern Kampfe Preußens bis zum Siege einer Reaktion. Hieran schließen sich endlich die letzten Lebens- und Mußejahre, ganz der Wissenschaft und der Kunst geweiht, bis zum Tode des seltenen Mannes. Gerade in der jetzigen Zeit ist es eine Erhebung, kann es eine inhaltschwere Lehre seyn, den Blick auf die großen Männer jener großen Zeit, auf den edelsten unter ihnen, Wilhelm von Humboldt, zu richten. Die Gegen-

wart besitzt keinen Staatsmann gleich Stein, Humboldt und Hardenberg.

II. „**Handbuch der Naturgeschichte aller drei Reiche**, für Lehrer und Lernende, für Schule und Haus. Von Dr. Joh. Gistel und Tr. Bromme. Mit 48 kolorirten Tafeln und 42 Holzschnitten.“ (Stuttgart, Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung, 1850.) Je mehr die Bekanntschaft mit der Natur den Menschen zu einer einsichtsvollen und besonnenen Betrachtung des Lebens führt, um so lieber empfehlen wir das vorliegende vortreffliche Werk. Die Verfasser sind in ihrem Fache als tüchtig bewährt, und noch vor Kurzem hat sich Hr. Bromme durch seinen in demselben Verlage erschienenen „Rathgeber für Auswanderer“ dem Volke nützlich gemacht. Das „Handbuch der Naturgeschichte“, in welchem Hr. Dr. Gistel das Thierreich, Hr. Bromme das Pflanzen- und Steinreich bearbeitete, liefert in umfassender Weise, mit gründlicher Kenntniß und in klarer, allgemein verständlicher Darstellung eine vollständige Schilderung aller bisherigen Entdeckungen und Erfahrungen der Wissenschaft auf diesem Gebiet mit geeigneter Würdigung ihrer praktischen Wichtigkeit. Der ganze Reichthum der Erde erschließt sich darin dem Geiste des aufmerksamen Lesers, und wir wissen in der That diesem Handbuch kein zweites an die Seite zu setzen, das, mit Zuratheziehung aller neuesten Fortschritte der Wissenschaft, zugleich so tüchtig und so volksmäßig seinen Zweck erfüllte. Die schönen Abbildungen, für welche die Verlagshandlung keine Kosten gespart, kommen durch den Sinn des Auges dem geistigen Verständniß erleichternd zu Hülfe; und wir können bei solcher Zweckmäßigkeit des Ganzen nur wünschen, daß das Buch in Schulen und Familien eine recht weite Verbreitung finden und Belehrung überall hin ausstreuen möge über die wirkliche Welt, in der wir leben.

III. „**Das Buch der Welt.** Ein deutsches Familienbuch für alle Stände.“ (Stuttgart, Hoffmann'sche Verlagsbuchhandlung.) Der Jahrgang 1849 dieses anerkannt werthvollen und beliebten Volks- und Jugendbuchs ist bis zur achten Lieferung erschienen und verbreitet sich wiederum belehrend und unterhaltend über alle Gebiete der Natur und Geschichte, des Lebens der Vergangenheit und Gegenwart. Von den Beiträgen erwähnen wir beispielsweise Schilderungen der historisch so interessanten Stadt Prag, ferner der irischen Hauptstadt Dublin, wozu schöne Abbildungen im Stahlstich gehören; dann einen geschichtlichen Aufsatz von Bedeutung: Die amerikanischen Koloniéen, Washington und der Befreiungskampf, mit dem wohlgelungenen Bildniß Washington's, ebenfalls im Stahlstich. Eine Reihe deutscher Sagen aus dem reichen Schatze unsrer Ueber-

lieferungen, Erzählungen, Mittheilungen aus der Erdbeschreibung und Naturgeschichte, anschaulich erläutert durch kolorirte Abbildungen, geben dem Inhalte Mannigfaltigkeit. Erfreulich ist es, daß das Buch der Welt die Stürme der Zeit überlebte; nach denselben wird die friedliche Bildung, die es zu seiner Aufgabe macht, doppelt willkommen seyn. A.

IV. „**Der Mosaismus ein Dualismus.** Abhandlung von Dr. Ludwig Heros, Vorsteher einer höheren Knabenschule in Berlin." (Berlin. Vereinsbuchhandlung. 1849.) Diese Schrift ist für die Wissenschaft von nicht geringer Bedeutung. Sie legt kurz und bündig, aber klar und verständlich die Ergebnisse und Forschungen dar, welche der Verfasser über den Zusammenhang der heiligen Zendsagen mit dem Mosaismus angestellt. Es ergiebt sich daraus nicht allein, daß der Letztere aus der Ersteren hervorgegangen, es ergiebt sich ferner auch, daß er seinen Urquell nicht gereinigter, sondern getrübt in sich aufgenommen. Der Mosaismus ist ein Dualismus nach dem Vorbilde der Zendreligion. Die Gegensätze des Guten und Bösen, Reinen und Unreinen, des Satan, Baal und Jehovah u. s. w. erweisen das um so entscheidender, je aufmerksamer sie mit den ursprünglichen, aus Ormuzd und Ahriman fließenden Gegensätzen verglichen werden. Aber der Mosaismus hat das schöne, geistig tiefe Selbstbewußtseyn der Zendreligion über den eigenen Dualismus verloren. Er giebt die Gründe für seine gegensätzlichen Bestimmungen nicht an: der Forscher findet sie hingegen in den Zendlehren. Er vermischt das Urwesen (Zervane Akerene) mit dem Prinzip des Guten (Ormuzd) und dem Prinzip des Bösen (Ahriman) in der einen Gestalt Jehovahs und behält dennoch die aus den prinzipiellen Gegensätzen abgeleiteten Bestimmungen bei ohne Bewußtseyn über ihr Wesen. Der Mosaismus wollte Monotheismus seyn und war es nicht, er war Dualismus und wußte es nicht. Die klare Logik der Zendreligion ward in ihm zur unlogischen Unklarheit. Dies Alles hat Hr. Dr. Heros aus Vergleichungen der Zend-Avesta mit der Bibel in seinem Schriftchen mit unzweifelhaften Beweisen belegt und dadurch für Philosophie und Kulturgeschichte neue, wichtige Gesichtspunkte geschaffen. Auch für den Hervorgang des Christenthums aus dem Judenthum wird durch diese Untersuchungen eine bestimmtere Anschauung gewonnen werden, denn das Judenthum wird die Kindschaft des Christenthums mit der Zendsage mindestens theilen müssen, was unter Anderem namentlich aus einer von Dr. Heros vorgenommenen Vergleichung des Vaterunsers mit Gebeten des Zendvolks auf das Deutlichste erhellt. Jedenfalls wird das Judenthum auch davon abstehen müssen, sich dem christlichen Monotheismus gegenüber als reiner und monotheistischer hinstellen zu wollen.

—n.

Kunst.

Ein neues Werk, ein Kunstblatt in Steindruck liegt vor uns, das gewiß bei jetziger Parteisucht theils freundliche, theils böse Blicke auf sich zieht. Jeder wird mit dieser Aeußerung einverstanden seyn, wenn wir sagen, es ist ein bedeutend großes Blatt mit der Unterschrift: „Die Retter des Vaterlandes", und über derselben sehen wir in dem Rund eines Kranzes, gewunden von Lorbeer-, Eichen- und Epheu-Laub, gehalten von einem kräftigen, aber sichtlich nicht in bester Laune befindlichen Adler, die Bildnisse des Königs, des Prinzen von Preußen, der Minister Graf Brandenburg und von Manteuffel und des General Wrangel; inmitten dann noch das eiserne Kreuz, seine Jahreszahl 1813 und seinen Spruch: „Mit Gott für König und Vaterland" uns zuwendend. Der König schaut uns mild und gütig an; der Prinz von Preußen wie Einer, der da sagt: Ich thue Manches nicht gern, aber es ist nothwendig! Graf Brandenburg sieht aufmerksam, doch frohen Muths drein, Hr. von Manteuffel forschend ernst, General Wrangel mit geübter gutmüthiger Miene, die ihn beliebt machte, während man in der Züge Hintergrund in Etwas zu lesen glaubt, daß er nicht immer mit der Gutmüthigkeit vertraut ist. Diese Schilderung deutet an, daß die Aehnlichkeit habenden Bildnisse charakteristisch aufgefaßt wurden, und die Ausführung in der Zeichnung (von E. Meyer) ist ebenfalls sehr gelungen. Wenn wir nun wünschen, daß die Unterschrift weltgeschichtlich wahr seyn und bleiben möge, brauchen wir wohl für Alle, die das Bild freundlich ansehen, weiter keine Empfehlung anzufügen, bemerken also nur noch, daß es in Berlin bei A. Bath (Mittler's Sortiments-Buchhandlung) erschienen und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen ist. —r.

Theater.

Ist es wahr, daß in Wien das Burg-Theater (?) und das Opern-Theater verpachtet werden sollen, mithin der Geld-Erwerb zur Hauptsache, oder — um Ludwig Robert's Bildsprache zu gebrauchen — Phantasus vom Kassius vertrieben wird, dann schafft Wien die Musterbühne nicht. Denn ohne Staats-Zuschüsse kann sie jetzt am allerwenigsten entstehen, weil die Verwahrlosungs-Anstalten der Bühnenkunst sich einstweilen noch vermehren und durch Herablassung zur Befriedigung der in geistigen Geschmacks-Sachen leicht befriedigten Menge der besseren Richtung die Mittel verkürzen. Mag dies aber so seyn, jedenfalls ist Berlin die auserwählteste Stadt, in der es versucht werden muß, eine Musterbühne zu gewinnen, und wir glauben

zu bemerken, daß der General-Intendant Hr. v. Küstner bei der Wiedergeburt geordneter Staats-Zustände auch das Bühnenwesen mehr und mehr in den Fortschritt zur Höhe leiten will. Was die jüngsten dramatischen Neuigkeiten betrifft, so lernten wir durch die Darstellungen keine kennen, die nicht bald veralten werden. Sind sie auch für den Augenblick unterhaltend, haben wir doch keinen Grund, sie hier zu besprechen, da sie sich weder im Guten auszeichnen, noch im Schlimmen zur Bekämpfung aufrufen, wir sie also vorüberziehen lassen und des Besseren gewärtig sind. —r.

Mittheilungen für Ernst und Scherz.

Es war und ist so!

(Zum Volksliede empfohlen.)

Die Welt belehrt sich,
Ja, ja!
Die Welt verkehrt sich,
Haha!
Die Welt und ihr Belehren
Ward immer zum Verkehren:
Ja, ja, haha! Halloh, hoho!
Es ging zu allen Zeiten so.

Die Welt vergnügt sich,
Ja, ja!
Die Welt belügt sich,
Haha!
Die Welt und ihr Vergnügen
War meist nur ein Belügen:
Ja, ja, haha! Halloh, hoho!
Es ging zu allen Zeiten so.

Nach Bess'rem fragt sie,
Ja, ja!
Doch Bess'res tagt nie,
Haha!
Verkehren und Belügen
Vermehren ihr Vergnügen:
Ja, ja, haha! Halloh, hoho!
Es ging zu allen Zeiten so.

Starks und seine Nachbarn.

Als man sich in Nord-Amerika für Selbstständigkeit schlug, ereignete sich unter Anderem im Jahr 1776 Folgendes: Der

Obrist B* befehligte unter dem General Bourgoyne eine Abtheilung deutscher und englischer Truppen, und rückte vor. Da sammelte der nachmalige Brigadier Starks seine Nachbarn — so nannte er selbst sein kleines Heer — schlug den Feind zurück und die bald darauf erfolgende Niederlage und Gefangennehmung Bourgoyne's ward dadurch vorbereitet. Der amerikanische Congreß sandte dem wackern Starks einen schmuckvollen Ehrendegen, er aber antwortete: „Was soll ich damit? Mein altes Sachsenschwert" (Starks war ein Oberlausitzer, aus dem Dorfe Dittersbach) „thut mir bessere Dienste als diese Zierwaffe. Klüger hättet Ihr gehandelt, mir etwas Tuch und Leinwand zu schicken: ich und meine Nachbarn sind besonders der letzteren sehr bedürftig." — Die Staaten von Massachusets bestimmten darauf hundert Pfund Sterling, „um Leinwand zu kaufen für den Brigadier Starks und seine Nachbarn", und sie wurde im Namen des Staats „als ein geringer Beweis der Erkenntlichkeit" von Hingesendeten überreicht. „Nun, da ist Vernunft d'rin!" sagte Starks bei dem Empfang der Leinwand; „das unnütze Ding von Zierdegen könnt' Ihr aber wieder mitnehmen!"

Der Verstand.

Um seinen Menschen zu beseelen,
Läßt durch Prometheus uns Ovid
Das Feuer vom Olympos stehlen.
Dies Feuer, wie wohl Jeder sieht,
Verstand ist's; doch' statt nie zu fehlen,
Bezeugt er oft durch Uebermuth:
Gestohlen Gut thut selten gut!

Auch ein Zeitungs=Erfolg!

In London stellte sich ein Mann vor Gericht mit der Selbstanklage: er habe seine Haushälterin ermordet. Diese war, wie Nachforschungen ergaben, wirklich seit einigen Tagen verschwunden. Der vermeintliche Mörder wird nun verhört, gesteht auch, wie er die Frevelthat vollbracht habe; — da erscheint plötzlich die Haushälterin vor Gericht mit der Aussage: sie habe sich genöthigt gesehen, ihren bisherigen Herrn zu verlassen, weil er allerdings in gefährlicher Weise toll geworden sey. Jetzt von Neuem befragt, sagte der Selbstankläger zu den Richtern: „Meine Herren, ich habe in den Zeitungen so viele Mordthaten gelesen und die Mörder waren genannt worden. — Ich wollte auch einmal meinen Namen in der Zeitung sehen, und da fiel mir ein, mich als Mörder zu melden. Sie können mich aber ohne Bedenken entlassen, denn das Gefängniß hat mich so geheilt, daß ich den Entschluß faßte, von nun an keine Zeitung mehr zu lesen!"

Kampf-Zeitung.

Die Volksschule und ihre Lehrer.

„Ein Lehrer kann zwei Jahrhunderte des Irrthums und der Vorurtheile verschulden", meint Ganganelli (Papst Clemens XIV) in einem seiner Briefe. Und wenn diese Worte der Schreiber auch mehr auf Lehrer an höheren Schulen bezogen wissen will, so finden dieselben doch auch auf Volksschullehrer ihre vollständige Anwendung. Die Lehrer sind die Träger der Zukunft — und in dem Verhalten der Lehrer liegt der Maaßstab für die Zeiten, die nach uns kommen.

Die Nothwendigkeit zwang Preußen, sich an die Spitze der geistigen Richtungen zu stellen — um auf diese Weise die großen Erwartungen des Volks, wie dieselben sich nach dem Befreiungskriege und später kund gaben, leiten und zügeln zu können. Man suchte den moralischen Einfluß der Lehrer, ohne welchen eine Erziehung nichts vermag, gänzlich aufzuheben; man stellte zwanzigjährige Jünglinge zu Lehrern an, man zwängte sie und ihre Zöglinge in gleiche, streng vorgeschriebene Fesseln, gab **Alles** dem Unterrichte anheim — und hob so gewissermaßen die Erziehung gänzlich auf. Die Lehrer wurden zu theoretisch, um zugleich auch gehörig praktisch seyn zu können; man beurtheilte sie nicht nach ihren Früchten, die sie erzielten, sondern die Methode, die Art und Weise, wie sie unterrichteten, waren das Ziel der Beurtheilung, und die Gesinnung — meist die scheinbare — wurde der Mantel, der Alles bedeckte und dem Ganzen das Ansehen gab. Ein Schulgesetz fehlte, und dieser Mangel lieferte die Lehrer in die Hand der Geistlichen, ließ als Willkür erscheinen, was oft die Nothwendigkeit gebot, während bei den Lehrern selbst Festigkeit und Selbstständigkeit dadurch mehr oder weniger untergraben wurde. Man hatte unbeachtet gelassen, man hatte vergessen, daß Männer, die keine Jugend gehabt, am ehesten unmuthig werden; und daß Leute, die mehr lernen müssen, als wozu sie Weihe, Beruf und Kraft haben, leicht ein abstoßendes, eckiges Wesen annehmen. Der Unmuth begann bei den Lehrern zu grassiren, und dieser Unmuth concentrirte sich in Haß gegen die Prediger.

Pedantisch, klösterlich, meist ohne gründliche Vorbildung, auf den Seminarien heraufgeschult, wurden die zwanzigjährigen Jünglinge sofort in's Amt eingepfercht, ohne genügende praktische Ausbildung, ohne die geringste Lebens- und Weltklugheit.

die so oft vernommenen Worte: der preußische Staat ist in Bezug auf Volksbildung, auf Volksschulwesen, ein Musterstaat; es giebt keinen schöneren, keinen edleren Stand, als den eines Lehrers — diese und ähnliche Worte tönten den Lehrern fortwährend in die Ohren, machten sie von sich eingenommen. Sie glaubten sich, Viel zu seyn, und suchten und verlangten sofort Anerkennung, Achtung, ohne zu bedenken, daß Achtung sich nicht erzwingen läßt. Die Lehrer bedachten nicht, daß jene oft vernommenen Worte nur eine leichte Münze waren, ihnen gegeben, weil man ihnen die klingende nicht geben konnte oder wollte. Ein Heer von Widersprüchen umfluthete den Lehrer, nirgends aber zeigte sich die feste Basis eines Gesetzes. Die Sorge um das tägliche Brod, der fast jede Spur auf dereinstige Beseitigung benommen, machte mit ihren Schrecknissen sich breit. Unter diesen Umständen ward Unmuth und Verstimmung die Lupe, durch welche die Lehrer die Welt betrachteten. Von einer Erziehung der Jugend konnte unter diesen Umständen nicht die Rede seyn; und der Unterricht, nur auf den Schein berechnet, artete in Methodenkram und Charlatanerie aus. Unser ganzer Unterricht ward nichts als ein glänzender Firniß, gestrichen auf wurmstichige Unterlagen. Jetzt sind diese Unterlagen gebrochen und überall wirbelt der Staub auf. Jetzt möchte man die ganze Fatalität den Lehrern in den Schuh schieben, und was Einzelne in verblendeter Ueberschätzung gethan, dem ganzen Stande anrechnen. Es gilt von den meisten Lehrern, was von Rousseau gilt, von dem Barante spricht: „Nichts konnte ihm genügen. Die Nothwendigkeit betrübte ihn nicht, sie demüthigte ihn. In der Welt isolirt, waren ihm die Pflichten nichts als Ketten gewesen. Er wollte den Menschen zur Tugend gelangen sehen, nicht aus Achtung für die Pflichten, sondern durch freien leidenschaftlichen Aufschwung, in Unabhängigkeit und Stolz. Das ist ein unsicherer Pfad, auf dem die Meisten straucheln.“ Viele Lehrer strauchelten, und noch Viele werden oft straucheln, wenn nicht die Quellen verstopft und die Bewegungen in ein sicheres Bett geleitet werden. Es giebt nur ein Mittel, den Lehrerstand zu heben, zu kräftigen, und die Lehrer zu tüchtigen politischen Staatsbürgern zu erziehen; dies Mittel ruht in wahrhafter Durchbildung und in einer, durch ein klares Gesetz gesicherten Stellung. Letzteres steht in Aussicht — mögen die gerechten Hoffnungen nicht getäuscht werden; für erstere geben die Protokolle der Seminarlehrer-Conferenz einen Maaßstab. Ob die dort eröffneten Aussichten dem Lehrerstand und selbst den Gemeinden genügen, steht zu bezweifeln.

Man soll nicht fragen, wo der Lehrer etwas gelernt, sondern was und wie er es gelernt. Kenntnisse sind die sicherste

Macht, und diese Macht muß der Lehrer besitzen. Man soll nur tüchtig vorgebildete Leute in ein Seminar aufnehmen, dort den Unterricht mehr von der praktischen Seite anfassen als bisher, und die Seminaristen kenntnißreicher nach strengerer Prüfung entlassen. Nicht um sie sofort anzustellen, sondern damit sie drei bis vier Jahr als Gehülfen bei älteren, tüchtigen Lehrern praktisch sich ausbilden könnten. Nach dieser Zeit prüfe man diese Hülfslehrer noch ein Mal und schlage von den Geprüften, bei einer Vacanz, den Gemeinden mehrere vor zur Auswahl. Wird den Gemeinden nun zur Pflicht gemacht, dem Lehrer sofort ein festes, gesetzlich bestimmtes Gehalt zu zahlen, ein Gehalt, das sich, einem Gesetz gemäß, in bestimmten Zeiträumen steigert, so ist Aussicht auf Verbesserung gegeben, und der Lehrer wird suchen, sich in der Gemeinde einzuheimen, wird nicht ewig unruhig nach anderen Stellen ausschauen, wie Mose nach Kanaan; wird auf tüchtige reelle Weise sich die Gunst, die Achtung der Gemeinde zu erwerben wissen, und der moralische Einfluß der Lehrer, ohne welchen eine Erziehung, ein wahrhafter Unterricht nicht möglich, wird sich heben und unsre Schulen werden dann gewiß besser. Jetzt nimmt die Zahl der jugendlichen Verbrecher, den statistischen Nachrichten nach, von Jahr zu Jahr bedeutend zu, und zwar vorzüglich in den Gegenden, wo die meisten Schulen sich befinden; wogegen Provinzen und Ortschaften, die sich des Segens der Schulen nicht in gleichem Maaße erfreuen, eine Vermehrung der Verbrecher meist nicht erfahren haben. Wohl ist die Moralität kein Gegenstand, der sich durch Zahlen abschätzen läßt; aber dennoch sollte auch diese Thatsache nicht unbeachtet vorüber gehen.

Der Lehrer wirkt meist mehr durch sein Beispiel, als durch seine Worte. Allgemeine Verordnungen für die Lehrer sind ohne Erfolg, ohne Nutzen, wenn die Lehrer dieselben nicht aus moralischer Ueberzeugung und aus innerem Antriebe befolgen. Eine Kontrolle ist schwer, fast unmöglich, zumal ein Lehrer in jeder Stunde Mittel und Wege finden kann, Verordnungen und Gesetze zu umgehen, Gift in die Herzen der Kinder zu träufeln, ohne daß derselbe dem Gesetze nach zur Rechenschaft gezogen werden könnte. Es giebt nur ein Mittel, diesem vorzubeugen, und dies Mittel liegt in wahrhafter Bildung. Die wahre reelle Bildung überschätzt sich nicht, sie macht vielmehr demüthig und regt stets zur eigenen Fortbildung an; sie hat wahre Achtung in ihrem Gefolge. Und wo diese nicht fehlt, wo Ehrfurcht, Vertrauen und Pietät die Herzen der Schüler zu dem Lehrer ziehen, wird der Segen, den eine gute Schule stets verbreitet, nicht fehlen.

—d—.

Der Friedens-Congreß und Victor Hugo.

In Paris hat man einen „Friedens-Congreß" veranstaltet, dessen Präsident Hr. Victor Hugo war. Der Gedanke, auf einen allgemeinen Frieden unter den Völkern hinwirken zu wollen, ging von Amerika aus und der „gelehrte Grobschmied" Elihu Burrit zeichnete sich dort in der Thätigkeit dafür aus. Wir müssen indeß melden, daß die Folge eine sehr wunderliche war; denn jetzt gehören die Kriege zu den amerikanischen Privat-Angelegenheiten. So entstand der Krieg gegen Mexico, der etliche Provinzen sammt Californien in den Besitz der Nord-Amerikaner brachte, und jetzt wenden sich die kriegerischen Privat-Absichten auf die spanische Insel Cuba. Nach Recht wird da nicht gefragt, Erwerbungen durch Gewalt gehören zur amerikanischen Freiheit. — Die Engländer hatten bei jenem Friedens-Congreß besonders Hrn. Cobden zum Glanzredner, sie werden sich aber — wir weisen auf Canada — nicht hindern lassen, mit der Waffenmacht zu nehmen, was sie kriegen können. Daß die Franzosen sich des Spruchs der Kanonen begeben wollen, hat man bei Rom nicht bemerkt, und so wird man sich in dieser düsteren Sache doch des Lächelns nicht enthalten können, wenn wir der Rede Victor Hugo's Nachstehendes entnehmen:

„Von diesem Tage sind wir Alle Landsleute! Sie haben hier während dreier Tage ernste Fragen mit Weisheit und Würde besprochen, berathen und ergründet. Dabei haben Sie auf edle Weise die großen Sitten freier Völker dargelegt; den Regierungen Rathschläge, wohlwollende Rathschläge ertheilt, auf welche sie gewiß hören werden. Ein unvergänglicher Keim allgemeinen Friedens ist in den Gemüthern niedergelegt worden. — Welch ein Schauspiel in diesem Kreise! England erblicken wir, Frankreich die Hand drückend, und Amerika, dem alten Europa die seinige reichend. Schöneres und Größeres läßt sich nicht denken! — Heut vor zweihundertsiebenundsiebzig Jahren in der Bartholomäus-Nacht wurde eine meuchelmörderische Niedermetzelung begangen; Bürgerhaß und politischer Haß hatten sich verbunden zu einem abscheulichen Verbrechen. Und was geschieht heute? An demselben Tage, in derselben Stadt hat Gott dem Haß geboten, sich in Liebe zu verwandeln. Wir sehen nicht nur Engländer und Franzosen, Italiener und Deutsche, Europäer und Amerikaner, sondern auch Die, welche man Papisten, und Die, welche man Hugenotten nannte, sich als Brüder erkennen und in einer innigen, fortan unauflöslichen Umarmung sich vereinen. — Wer wagt es hier noch jetzt den Fortschritt zu leugnen? Derjenige, der ihn leugnen wollte, wäre ein Gottverächter; wer ihn leugnet, der leugnet die Vorsehung, denn Vorsehung und Fortschritt sind identisch, und der Fort-

schritt ist nur eine von den menschlichen Benennungen des ewigen Gottes! — Ja, möge dieser Tag ein denkwürdiger Zeitpunkt seyn, möge er das Ende menschlichen Blutvergießens, das Ende aller Metzeleien und Kriege bezeichnen, möge er dagegen der Beginn der Eintracht und des Weltfriedens seyn, so daß man sage: der 24. August 1572 ist verwischt und verdrängt durch den 24. August 1849!!" —

Dies war der Schluß der langen Rede, von der wir nur die besonders bebeifallten Aeußerungen mittheilten, und dieser Schauspielerei folgte, von Hrn. Cobden angeordnet, siebenfaches Huzza. — Ein Friedens-Congreß mit solchen Hugo'schen Hoffnungen in Frankreich, wo man noch in diesem Jahre (Departement der Loire) Pfarrer, Aerzte und Apotheker mit Gewehren, Sensen und Heugabeln angriff, weil man sie für Giftmischer und Urheber der Cholera hielt! — Kant schrieb einst „vom ewigen Frieden", das ist schon lange her und hat nichts geholfen, obwohl er vernünftiger sprach, als Victor Hugo. Diesem ist es offenbar nur um ein augenblickliches Aufsehen und Vermehrung seines Anhangs unter den Begriffslosen zu thun, wohin auch seine Reden in der französischen National-Versammlung zielten, die an Hohlheit kaum von Nachahmern in deutschen Klubbs übertroffen werden können. — Der Krieg ist ein Unheil, das wir für ewig überwunden sehen möchten; in den jetzigen Zuständen, wo die Herrschsucht der Unsinnigen durch Verführungs-Künste aller Art die Bildung mit Barbarei und das Eigenthum mit Zerrüttung und Vernichtung bedroht, wird's aber zuweilen leider ganz unmöglich seyn, ohne das Schwert wieder zur Ordnung zu kommen, obwohl wir dabei jedem, und besonders dem deutschen Volk rathen, immer den Spruch gelten zu lassen, der von Friedrich dem Weisen stammt und über drei Jahrhunderte alt ist, den Spruch nämlich: „Ich will keinen Krieg anfangen; muß ich aber Krieg führen, werd' ich sorgen, daß das Aufhören von mir abhängen soll!" — Was jedoch die Rede des Hrn. Victor Hugo betrifft, so ist sie nichts als eine prunkende Ziererei, die gern Genialität seyn möchte. Diese Wortdrechselei, die alles klare Licht der Wirklichkeit einem gefärbten Schimmer aufopfert, ist höchst widerlich überhaupt, und eine Schmach für Männer, die ein einseitiges, von ihnen überschätztes Talent verblendend und verderblich benutzen, in ihrer anmaßlichen Eitelkeit nicht einsehend, daß bald nach „siebenfachem Huzza" ein unauslöschliches Gelächter folgen muß. — r.

Die „Organisation der Volkspartei".

(Offenes Schreiben an Herrn Adolph Streckfuß.)

Sie haben eine Schrift herausgegeben unter der Benennung: „Organisation der Volkspartei in Berlin", eine Benen-

nung, die sich trefflich eignet zu Ihrer Schrift, denn diese wie jene ist gleich unbedacht — dies zu schwache Wort brauchen wir nur einstweilen — und anmaßend, jene auch eben so undeutsch im Wort-Ausdruck wie diese in Gesinnung und Zweck. „Organisation der Volkspartei"! — das klingt und soll klingen, als gäb' es außer Ihnen und Ihrem Anhang Niemand, dem das Volkswohl — das besonders, trotz allerlei wohlthätigen Scheines, nur von den Ihren mißhandelt und niedergehalten ward — am Herzen liegt. Da wäre „unbedacht" denn freilich ein zu gelindes Wort, weil eine grobe Täuschung der Hinterhalt dieser Ueberfülle von Anmaßung ist, was nur dem Theil des Volks entgeht, der sich Ihre Schrift gefallen läßt, dadurch Mangel an Urtheilskraft bezeugt, sich aber doch in dem von den Ihren seiner Unwissenheit eingeimpften Trotz einbildet, klüger und besser zu seyn als Andere. Hier konnte Ihnen eben nur das Undeutsche täuschen helfen; denn übersetzten Sie etwa Ihr „Organisation" — den verfänglichen Umständen nach treffend genug — mit „Werkzeugbindung", so prägte dies zwar Ihren Zweck aus, doch würde dieser Zweck nicht so viele Thoren am Leitseil haben. Wie sonst mit dem Wort „Demokraten", das sich die Ihren ausschließlich zueigneten — es verräth auch, richtig übersetzt, den Willen der Ihren, denn sie möchten „Volksherrscher" seyn, obwohl sie das Wort pfiffig verfälschten und mit „Volksfreunde" übersetzten — also wie sonst mit dem Wort „Demokraten", welches nicht mehr zur Fessel der Begriffslosen taugte, seit durch Baden und die Pfalz der Sinn, der hinter dem Worte verborgen, auch den Dümmsten aufdämmern mußte, so macht man jetzt mit dem Worte „Volkspartei" Schlingen für Unerfahrene. Wer und was aber giebt einem Bruchtheil des Ganzen das Recht, sich in jüdischem Glauben für das auserwählte Volk, oder in papistischem Hochmuth für die Alleinseligmachenden zu halten und sich als solche aufzudrängen erst mit unklaren hirnverdrehenden Worten, nachfolgend dann aber mit Barrikaden und Waffen, wie dies seit der Fastnachts-Meuterei in Paris durch die in der Selbsttaufe zu Demokraten gestempelten Selbstsüchtler auch in Deutschland zum Frevelspiel geworden ist?! Freie wollt Ihr seyn? — Man darf nur Den einen Freien nennen, der sich aus den Banden der Selbstüberschätzung, dem Beweggrund zur Mehrzahl der Irrthümer, zu erretten wußte; die Ihren aber — und noch lange nicht die Schlechtesten der Ihren — sind Knechte des Dünkels und mehren die Knechte des Dünkels. Das thun selbst die Besseren, die Bemitleidenswerthen der Ihren, die Verstandesschwärmer, und wollten Sie demnach mit der Bezeichnung Ihrer Schrift deutsch heraus, mußte sie heißen: „Bindemittel zur Volkstäuschung". Sie sehen, wir reden hier klares Deutsch, nehmen keinen

Theil an der Ihren Trachten, mit Fremdwörtern Absichten zu verhüllen. Jeder, dem diese Absichten deutlich werden, und der mit denselben nicht seinem Vortheil nachjagt, trennt sich davon, und die Menge, welche die Dinge zu kennen meint, wenn man sie auch unter deren völlig entgegengesetzten Namen zu Undingen hinleitet, bliebe ebenfalls weg, wären ihr die Lockworte wirklich verständlich. Bei der Begriffslosigkeit aber, die in den unteren Volksschichten und deren Angrenzungen herrscht, wird der große Haufe durch den Reiz des Unverstandenen kecken Wortführern leicht zum Hülfsmittel, selbst aus gutmüthigen Dummköpfen stößige zu machen.

Doch genug von der Ihren Trugspiel mit Fremdwörtern, und nun ein Etwas von der Ihren Fremdseyn oder Fremdthun in Betreff der Zustände. Sie beginnen Ihre Schrift mit der aufgedunsenen Aeußerung: „Die Schlacht in den Straßen Berlins war am 18. März geschlagen; das Volk erwachte plötzlich aus seinem tiefen Schlummer zu einem regen politischen Leben.“ Herr Adolph Streckfuß, lesen Sie doch ja, was die Franzosen über die Meuterei am 24. Februar 1848 sagen, um es Ihrem Gedächtniß einzuschulen, daß man in Frankreich immer wiederholt diese Begebenheit als eine höchst alberne That, als nichtswürdige Aufwiegelei und Ueberrumpelung zu Gunsten verderblicher und völlig unhaltbarer Zwecke betrachtet. Wenn das nun von dem Februar-Muster gesagt und durch die jetzigen jammerhaften Zustände und Verhältnisse bestätigt wird, was ist dann von den März-Nachahmungen zu halten, da die jammerhaften Zustände und Verhältnisse Deutschlands nicht minder das bestätigt haben, was den Franzosen bestätigt worden ist? In Bezug auf das „rege politische Leben“ war bisher nur zu bemerken, daß ein Theil verführten Volks, statt in der Allmäligkeit des Fortschritts sicher das Ziel erstreben zu wollen, mit den tollsten Sprüngen die Unmöglichkeit zu erreichen vermeinte, wodurch eine polnische Wirthschaft entstand und ein polnisches Ende für Deutschland unausbleiblich seyn würde, wenn das, was Sie ein „reges politisches Leben“ nennen, nicht der Ueberwältigung durch die Vernunft, und da, wo Gewaltthaten einbrechen oder durch planvolle Uebergriffe vorbereitet werden, der Macht eines ordnungsmäßigen Staats unterliegt. Herr Adolph Streckfuß selbst, fehlt ihm nicht alle Empfänglichkeit für Erkenntniß, müßte sich übrigens geschlagen fühlen durch seinen eigenen, ebenfalls gleich auf der ersten Seite zu lesenden Bericht: „In den Vereinen traten vorzugsweise jugendliche Redner auf, welche mit feurigem Enthusiasmus“ — dies Wort ist hier mit Rausch zu übersetzen — „aber ohne eine gründliche politische Bildung, die Sache der Freiheit erfaßten und stürmisch vorwärts eilen wollten.“ — „Schallende

Bravo's belohnten jede excentrische Aeußerung, während der Lohn einer ruhigen gemäßigten Sprache gewöhnlich ein durchdringendes Zischen war." Weiter malt dies Herr Adolph Streckfuß aus, wir haben indeß schon daran genug, und erstaunen nur über den Irrthum, daß man glauben könne, Dem wäre bei unbeliebiger Wahrheit nicht heut noch ganz eben so. In den Vereinen und Tabagie-Versammlungen holt man die politische Bildung nicht; sie ist nicht zu erlangen ohne eine durch Jahre des Wissens und der Erfahrung befestigte und geläuterte Vorbildung. Was aber in den Kreisen der Ihren an sogenannter Bildung für die unteren Volksschichten abfällt, das liegt obenauf, wenn man Gelegenheit hat, die von den Ihren bearbeiteten Arbeiter in ihrem Thun und Wesen fortwährend zu beobachten. Da bemerkt man nichts Anderes, als daß die natürliche Unwissenheit, oder auch Dummheit, zu einer künstlichen geworden ist, und die Vernunft, wo sie sonst Willigkeit fand, jetzt nichts findet als hochmüthigen Wahn, Starrheit, Trotz und ein Ringen nach solchen Freiheiten, die nur beweisen, daß diesen Leuten die Vernunft in den demokraternden oder volksparteilichen Vereinen verloren ging und ein Begriff von Freiheit bei den von den Ihren Verlockten und Gegängelten gar nicht vorhanden ist. — Ihrer Schilderung der Vereine im Jahr 1848, wenn sie auch tadelt und sogar zugiebt, „ein Theil der Klubbs sey bei den Straßen-Krawallen nicht unbetheiligt geblieben", fehlt es nicht an Lächerlichem. Daß Sie nur von „kleinen" Straßen-Krawallen reden, mag hingehen; Sie thun dies wahrscheinlich im Gegensatz zu dem größeren vom 18. März. Wenn Sie aber meinen: „mit jedem Tage gewann die Demokratie" (das heißt, die mit diesem falsch übersetzten und nach Umständen willkürlich erklärten Wort betriebene Aufhetzerei) „eine weitere Ausdehnung", so irren Sie sich; nur die verbissene Verschrobenheit hatte diesen Gewinnst, und fühlten sich die „Führer der Reaktion", wie Sie sagen, „zurückgestoßen", so wissen wir schon längst, daß Sie zur „Reaktion" auch alle die Männer zählen, die bei einem ekelhaften Unwesen sich des Ekels nicht erwehren konnten, die aus heiligem Pflichtgefühl für das Vaterland den Ihren sich entgegenstellten, und sehr heiter gestimmt werden, wenn Sie ihnen zu lesen geben: „Obgleich eine ungeheure Majorität der Bewohner Berlins sich der Demokratie mit vollem Herzen zuneigte, wurde es doch möglich, daß diese große Partei von der kleinen absolutistischen sich unterdrücken ließ." Herr Adolph Streckfuß! Der Ihren „ungeheure Majorität" weiß, trotz Ihrer schnellen Aufklärung mit Dampf, ganz und gar und noch lange nicht, was Demokratie ist. Sie wüßte sonst unter Anderem auch, daß leider selbst die brauchbare Weisheit der Demokratie durch den Unverstand des Neugeschlechts am 24. Februar 1848 in-

Paris bankerott machte, das wirklich Unbrauchbare der Bankerottgewordenen sich dann nach Deutschland flüchtete, in dessen Klubbs und Vereinen Zuflucht fand und hier so wüthete, daß die deutsche Volkswohlfahrt äußerst hinfällig wurde. Sie muß nun geheilt werden durch Aerzte, welche nicht glauben, über Nacht zu Weltverbesserern geworden zu seyn, oder mit Redeschwall eine „ungeheure Majorität" zu Weltverbesserern ausbilden zu können, sondern einsehen, daß die durch die „ungeheure Majorität" der Pfuscher bis nahe zu gänzlichem Verscheiden gebrachte Volkswohlfahrt nur allmälig durch Werkthätigkeit bewährter Lehren der Weltgeschichte wiederherzustellen ist, die Mittel aber nach der geistigen und leiblichen Schwäche der Kranken zu bemessen sind.

Wir wollen übrigens Sie, Herr Adolph Streckfuß, und die Ihren keinesweges zu bekehren suchen, und halten gar nichts von dem Pariser Modespruch: daß Jeder durchaus eine Parteifarbe annehmen und dafür werben müsse. Wir sagen nach unsrer Ueberzeugung öffentlich die Wahrheit und überlassen dann dieser ohne Weiteres die Wirkung. Außerdem würde ein Bekehrungs-Versuch nutzlos seyn. Denn hat diese sogenannte Volkspartei nach den äußerst lehrreichen Begebenheiten seit achtzehn Monaten noch keine Kunde davon, daß die Weltgeschichte bereits die Untreue jener Schilderungen bescheinigte und über die An- und Absichten des Herrn Streckfuß und der Seinen ohne sonderliche Beachtung hinweggeschritten ist, dann möge Gott sie erleuchten, die menschliche Vernunft findet zu solcher vermauerten Gehirns-Verdunkelung keinen Eingang.

Nur noch die jetzigen — vorläufigen — Zwecke der Volkstäuscher berühren wir mit einer Darlegung und kurzen Betrachtungen. Lange brauchen wir dabei nicht zu verweilen, denn wo die Schilderungen der Zeit-Ereignisse eine falsche Auffassung bezeugen, wo demnach die Voraussetzungen falsch sind, da kann, was darauf gebaut werden soll, nur gebrechlich seyn. Die ehemalige Grundsatzung der Demokraten: „Die demokratische Republik halten wir für die einzige haltbare Staatsform in Deutschland" hat die sogenannte Volkspartei nicht „an die Spitze der Organisation" gestellt. Nur „das Wirken für die Wiedererlangung des allgemeinen Wahlrechts wurde Bedingung, welche lediglich den Beitritt zur Partei erlauben konnte." — Wir deuten hier nur nebenher an, daß bei den neun Vereinen, womit die „Volkspartei" Berlin im Netze zu haben hofft, noch andere Bestimmungen vorkommen, zum Beispiel: „Zweck ist gemeinsames Wirken zu volksthümlicher Gestaltung der geselligen, politischen und socialen Verhältnisse auf gesetzlichem Wege." Ein anderer Verein will außerdem noch „für Herstellung der deutschen Einheit wirken". Wir brauchen aber die Abweichungen

nicht zu beachten, wir haben vollauf genug an den Zeilen: „Mitglied kann nur werden, der sich entschlossen erklärt, auf gesetzmäßigem Wege für Wiedererlangung des allgemeinen gleichen Wahlrechts wirken zu wollen. Ein einziger Volksverein strich das Wort „auf gesetzmäßigem Wege" fort, nahm es aber später wieder auf." — Fürwahr, vom Standpunkt der hier bezüglichen Partei aus offener und ehrlicher handelten Die, welche als Grundsatzung „an die Spitze stellten": „Die demokratische Republik ist uns die einzige haltbare Staatsform in Deutschland." Denn nach den unwiderlegbaren Erfahrungen, die wir gemacht haben, bedarf es bei dem spottleichten Gängeln der unteren, die „ungeheure Majorität" in sich habenden Volksschichten nur des allgemeinen gleichen Wahlrechts; dann, so lange die Aufregungen von der sogenannten „Volkspartei" im Gange erhalten und wie bisher alle Landestheile damit durch- und umzogen werden, kann diese sogenannte Volkspartei aus Deutschland machen, was sie will. Und was sie will, das sagt uns die erwähnte Grundsatzung, die man einstweilen gestrichen hat, wie man ja auch das „auf gesetzmäßigem Wege" streichen könnte, was aber gar nicht nöthig ist, denn mit dem „allgemeinen gleichen Wahlrecht" kommt man dahin, die Gesetze völlig den Zwecken der Volkstäuscher anzubequemen. Da würde man vorweg die „allgemeine Volksbewaffnung" verfügen, um durch die „ungeheure Majorität" eine Macht gegen das Heer zu haben, und diesem führte man demnächst durch Beschlüsse im Sinne bissiger Pfiffigkeit jener Aeußerst-Linken der ehemaligen National-Versammlung, deren Verfechter Herr Stein war mit seinem berüchtigten Antrage, eine tödtliche Auflösung herbei. Nun wäre die polnische Wirthschaft wieder fertig und das polnische Ende würde nicht fehlen, was übrigens den Selbstsüchtlern unter den Volkstäuschern gleichgültig bliebe, wenn sie nur so lange in der Herrschaft sich behaupten und die Menge so lange als Werkzeug gebrauchen konnten, bis Jene für sich selber zugreifen und dann, vor der Zeit wahrer Erkenntniß im Volk, noch zu flüchten vermöchten, um in der Ferne über die sogenannte Volkspartei zu lachen und mit der erbeuteten Habe sich eine sorgenlose Zukunft zu schaffen, wie wir Dergleichen von demokratischen Führern im Jahre 1849 bereits erlebt haben.

Will nun trotzdem Ihre „ungeheure Majorität" auch bei den jetzigen Wahrnehmungen das „allgemeine gleiche Wahlrecht", dann ist sie durch schlechte Vormundschaften betrogen und muß geschützt werden gegen ein Verderben, dem sie in ihrer geistigen Blindheit zueilt. Da es also nichts ist mit Ihren Schilderungen, Voraussetzungen und dem angebundenen verhüllten Zweck, wird auch Ihre ganze Schrift zunicht. Ihre Absichten haben

kein anderes Schicksal, da Ihrer „ungeheuren Majorität" das Bischen Einsicht, welches dazu gehört, um zu merken, man sey auf gänzlich verkehrten Wegen, bald nicht mehr entgehen kann. Herr Adolph Streckfuß, es ist möglich, daß ein „gleiches allgemeines Wahlrecht" dereinst thunlich werde! Da müßten aber jedenfalls die Volkstäuscher nicht mehr für die unteren Volksschichten Leitseile drehen, womit man die Volks-Wohlfahrt in den Abgrund zieht. Warten wir bis dahin! — das heißt so lange, bis die „ungeheure Majorität", durch Fortschritte in begründetem Wissen und vernünftiger Erkenntniß hinlänglich gewarnt, sich nicht mehr zu Schnellprellereien als Puppen gebrauchen läßt von politischen Puppenspielern, die, sprachen sie auch ganz allein, stets versichern, das ganze Volk habe gesprochen. Wenn Sie dann unter Anderem sagen, „alle Vorrechte müssen beseitigt werden", und damit sogar solche Vorrechte meinen, welche der höheren Bildung und Geisteskraft wohl erworbenes Eigenthum sind, so hat dies etwas Possirliches, da die Führer der sogenannten Volkspartei sich zu „Präsidenten", „Vorständen" und „Vorsitzenden" wählen ließen, die sämmtlich etliche Vorrechte haben, die demnach selbst bei der „Organisation der Volkspartei" nicht als entbehrlich erachtet wurden.

Glauben Sie übrigens nicht, daß wir etwa andre Parteibünde in Schutz nehmen; wir verurtheilen alle Bündnerei als deutsch-tüchtiger Männer unwürdig, selbst wenn wir zugeben müssen, daß eben Ihre Partei, Herr Streckfuß, hauptsächlich an allen andern Parteibünden schuld ist, weil sie die Gegenbestrebungen herausforderte. Mit der Preßfreiheit läßt sich Alles erreichen, was man dem Fortschritt für dienlich hält, und bei ihr sind nicht Geheimzwecke zu verhüllen, denn die Gegenrede würde sie zum Hervortreten zwingen und sie überwältigen. — Glauben Sie nächstdem, daß wir unter den Führern Ihrer Partei auch manche als redlich erkennen; sie sind aber durch Leichtgläubigkeit und Mißtrauen auf der einen, durch falsches Ehrgefühl auf der andern Seite befangen und lassen sich nun fortreißen zu gefährlichem Treiben; denn in der Bündnerei, an sich verwerflich, giebt es keinen Stillstand und jede geräth endlich auf die tollsten Abwege. Wird doch selbst die Tugend, falsch ausgeübt, unwillkürlich zum Laster! — Sey man zu allen Zeiten ohne Bündnerei tüchtig und möglichst selbstständig auf seiner Stelle, das giebt dann dem Ganzen Tüchtigkeit! Wenn aber Sie, Herr Adolph Streckfuß, noch zu einer geläuterten Ueberzeugung kommen können, was aus Ihrer Schrift nicht einleuchtet, so wird es Ihnen klar, daß die erweislich tüchtigen und selbstständigen Männer überhaupt nicht zahlreich sind, und bei einer „ungeheuren Majorität", an deren Spitze Sie stehen, solche Männer zu suchen, wird solchen Männern kaum einfallen

dürfen. Leute, die so viel Lust zur Bummelei haben, all die von den Ihren veranlaßten Zeit-Vergeudungen unter mancherlei andern Benennungen mitzumachen, geben schon dadurch ein schlechtes Beispiel, und kommen endlich dahin, daß sie nur manchmal nach Hause gehen, um dort zu schlafen, ohne daß es ihnen jemals deutlich wird, wie sehr man sie einzig als geäffte Werkzeuge braucht, um Selbstsüchtlern die Kastanien aus dem Feuer zu holen. — In den Werkstätten erfährt man, wie der Ihren anmaßliche Hirnschwindeleien gewirkt haben und wir werden dies nächstens einmal darlegen!

Und nun zum Schluß! Das Beste, was die Ihren thun, ist es mit der Parteifärbung gemischt, die Ihre Schrift theils zur Schau trägt, theils zu verschleiern sucht, taugt nichts. — Wir haben den Geheimrath Streckfuß gekannt, der ein geschätzter Dichter, berühmter Uebersetzer, und, was in unserer Beziehung mehr ist, ein sehr gescheidter Mann mit achtungswerther Beurtheilungskraft und Besonnenheit war. Wir wissen nicht, ob Sie, Herr Adolph Streckfuß, von ihm abstammen, Ihre Schrift läßt dies keinesweges vermuthen. Wie dem aber sey, wir wünschen, daß es Ihnen mit Ihrem Thun und Streben künftig gelingen möge, an eine solche Abstammung glauben zu lassen. Es ist ein schöner und für Sie recht nützlicher Wunsch, der sich hier anfügte, und wir wollen nun auf die Erfüllung warten, obwohl wir Ihnen noch Manches zu sagen hätten, was indeß später geschehen könnte und vielleicht geschehen muß. Einstweilen geben wir Ihnen bei Ihrer „Organisation" noch die Worte eines alten Weisen zu bedenken: „Je größer der Anhang einer Partei, je mehr des Thörigen und Begriffslosen enthält sie!"

G z.

Berlin. Druckerei von F. W. Gubitz.